

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / APRIL 1961

2



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

INHALT

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1961

12. Jahrgang

Zweites Heft — März / April

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

PETER HAAG

WALTER GRUBE

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelbild: Altes Mühlrad träumt im stillen Winkel
Aufnahme: J. Bauder*

In der Kleinstadt vor 60 Jahren

Von Otto Feucht 41

Roman einer Brücke. Ist die Eßlinger

Pliensaubrücke zu retten?

Von Harald Hanson 43

Nur eine Scheuer?

Von Peter Haag 55

Von der Leinweberei, besonders im

Altschwäbischen

Von Max Lohß 58

Rudolf Krauß zum 100. Geburtstag

Von Robert Uhland 71

Müller und Mühle im Denken des Volkes

Von Hermann Bausinger 73

Friedrich Silchers Lehr- und Wanderjahre

Von Felix Burkhardt 77

Fahrwasser oder Trinkwasser, das Geld

oder der Mensch?

Was ist wichtiger?

Von Otto Feucht 79

Kleine Geburtstagsrede für Ludwig Finckh

Von Walter Kittel 81

Bodensee

Gedicht von Ludwig Finckh 81

Buchbesprechungen 82

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes . 84

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma Julius Weise's Hofbuchhandlung, Stuttgart, Fürstenstraße 1, bei. Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

In der Kleinstadt vor 60 Jahren

Von Otto Feucht

Bald werden es 60 Jahre; es war also noch lange, ehe „die gute alte Zeit“ im August 1914 zu Ende ging. Meine erste Zeit als „Referendär II. Klasse“, wie der Referendar damals bei uns noch hieß, verbrachte ich in einer Oberamtsstadt am Fuße der Alb. Der Dienst, von dem hier nicht weiter die Rede sein soll, war anregend und erfreulich, das außerdienstliche, das gesellschaftliche Leben überaus lebendig und abwechslungsreich. Es gab eine Museums-gesellschaft mit Lesezimmer und Bibliothek, es gab Verkehr in Familien, es gab Vorträge und Konzerte, es gab einen Kegelabend und sogar samstags eine „Flädlesfrühmesse“ in einem „Bäckenwirtschäftle“. Zum Mittagstisch saßen die ledigen Beamten oben an der langen Tafel im ersten Gasthof, zusammen mit den Tagesgästen; wir zahlten eine Mark für täglich 5 Gänge, je mit Braten, Fisch und Geflügel, Tag für Tag, zwischen Suppe und Nachtisch. Ein Faschachtsabend vereinigte alles zum Tanz, eingeleitet durch einen Einakter voll örtlicher Anzüglichkeiten, den ich selbst verfaßt hatte. Und im Sommer gründeten wir sogar einen Tennisverein, mit Hilfe der Stadt, die den Platz erstellte. Wir waren nur vier Herren, aber gegen 20 Damen, kaum eine davon jünger als wir, und spielten zweimal täglich, morgens von 6 bis 7, und ebenso abends ab 6 Uhr, so gut wir es eben verstanden; es fehlte uns ja jedes Vorbild. Als auch die jüngeren Damen Lust zum Spiel bekamen, ohne Herren, da fiel das Vertrauen der Eltern auf mich, und ich durfte die Jugend anleiten, bis sie sich so weit glaubte, um allein weiterspielen zu können.

Im Herbst ging meine Zeit zu Ende; ich kam in den entgegengesetzten Teil unseres Landes im Nordosten, auch wieder in eine Oberamtsstadt, in der alle Bezirksbehörden, wie man damals sagte, beisammen waren: Oberamt, Kameralamt, Amtsgericht, Dekanat usw., also für das gesellschaftliche Leben, von dem auch hier nur gesprochen werden soll, die nämlichen

Voraussetzungen wie am alten Platz! Aber welch ein Unterschied! Beim Mittagstisch der ledigen Beamten, der keinen Vergleich mit dem vorherigen aushalten konnte, ward mir die erste Belehrung für die unmittelbar bevorstehende Herbstfeier der Honoratioren-gesellschaft, die sich „Singkranz“ nannte. Daß ich keinen Tanz auslassen dürfe, war ja selbstverständlich, aber neu war mir, daß ich auf keinen Fall mit einem Mädchen zweimal tanzen dürfe, wenn ich nicht sie (und mich!) ins Gerede bringen wolle! Unbedingt müsse ich, möglichst bald, die Frau des Oberamtman-nes auffordern, denn darauf erhebe sie Anspruch, ob sie aber den Tanz gewähren werde, sei keineswegs sicher. Nun, sie hat ihn gewährt, und es ging alles gut. In der Lotterie gewann ich sogar den zweiten Preis: drei lebende Karpfen in einem Kübel mit Wasser! Für den Tag darauf, den Sonntag, war eine Nachfeier angesetzt in einem Nachbarort, der mit der Bahn schnell erreicht werden sollte. Als ich am Vormittag meine ersten Antrittsbesuche machte, wie sie bei allen Familien erforderlich waren, die „zur Gesellschaft“ gehörten, lud mich ein Ehepaar, das mir schon früher bekannt war, ein, mit ihnen bei dem schönen Wetter den Weg zu Fuß zu machen. Ich sagte zu und brachte noch zwei meiner Tischgenossen mit, und wir trafen am Ziele ein, noch ehe die große Menge im Saale abgelegt hatte. Ahnungslos wollten wir sie begrüßen, aber schon ging es los auf das Haupt unseres Verführers: Der Herr Oberpräzeptor, der Herr der Latein-schule, tobte: *er* sei Vorstand des Vereins, *er* habe zu bestimmen, ob man fahre oder gehe, er verbitte sich solche Eigenmächtigkeit! Nun, es gelang den anderen, ihn zu beruhigen, denn sie waren ja alle froh an uns Tänzern. Aber der Eindruck blieb haften und wir hatten Gesprächsstoff, als wir die drei Karpfen gemeinsam verzehrten, und in der gleichen Woche noch einmal, bei Rehleberspatzen, nachdem mir auf der ersten Treibjagd ein Sechserbock zu Schuß gekommen war.

Der aufbrausende Herr der Lateinschule hatte keine Kinder, aber seine Frau besaß einen schönen Hühnerhund mit dem sinnigen Namen „Tell“, den sie sehr verhätschelte („Tellchen, komm zum Öfchen“). – Als zweite Lehrkraft amtierte ein Präzeptor. Neben der Lateinschule war in der Stadt noch eine Realschule unter einem Oberreallehrer, dem ein Reallehrer unterstand. Nun hatte es sich ergeben, daß die Frau des Oberreallehrers mit der des Präzeptors Freundschaft geschlossen hatte, es war also gewissermaßen eine Freundschaft übers Kreuz, denn zwischen den beiden Schulen bestand mehr Eifersucht als Zusammenklang, vor allem zwischen den Frauen der Vorstände. Als nun zu Beginn des Frühjahrs die Frau des Präzeptors von einer Freundin aus dem wärmeren Unterland eine Sendung Kopfsalat erhielt, den es am Ort noch nicht gab, da war es für sie selbstverständlich, davon ihrer Freundin, der Frau Oberreallehrer, abzugeben. Aber das war für die Frau Oberpräzeptor zu viel, das brachte den angesammelten Groll zum Überlaufen. Das sei ganz und gar ungehörig, sei eine Beleidigung, meinte die Frau, wenn die Frau ihres „Untergebenen“ den Überfluß nicht ihr, ihrer „Vorgesetzten“, anbiete, sondern der Frau der Konkurrenz gebe! Ein Wort gab das andere, der Streit zog immer weitere Kreise und nach langem Hin und Her mußte über mehrere Verleumdungsklagen gerichtlich entschieden werden. Aber das war dann schon nach meiner Zeit; das Ende habe ich nicht mehr selbst erlebt.

Vorerst kam der Winter. Mein Zimmer im Gasthof – etwas anderes hatte sich nicht gefunden – lag über einer Einfahrt, dicht am Schweinemarkt, so daß mir das Gequietsche der Ferkel oft den Wecker ersetzte. In der Seitenwand war ein Loch, und ein zweites im Fußboden; für Durchlüftung war also gesorgt. Mehr als sonst üblich mußte es zur „Heimarbeit“ herhalten, denn die Amtsräume bestanden nur aus einem einzigen bescheidenen Zimmer für Beamte, Hilfskräfte und Besucher – schwäbische Sparsamkeit! Man arbeitete noch mit Streusand und mit Oblaten zum Verschließen der gefalteten Schriftstücke, besondere Briefumschläge galten als Luxus; kamen solche an, so wurden sie zu neuer Verwendung umgedreht! An den Abenden saßen wir vier meist zusammen, bald da, bald dort, bald kürzer, bald länger. Aber wir standen unter scharfer Kontrolle, zumal an den Abenden, an denen sich der und jener Verheiratete bei uns einfand. Als infolge einer kurzen Stellvertretung ein Fünfter zu uns kam, der im Hause des Apothekers an der Hauptstraße Unterkunft fand, da erfuhren wir genau, wie eingehend die Herrinnen die

ses und der zwei gegenüberliegenden Häuser über die Hauptstraße hinweg jeden Morgen sich über unseren Lebenswandel unterhielten und von uns oft sehr viel mehr wußten als wir selbst. Wenn der genannte Apotheker sich bei uns einfand, so erschien regelmäßig schon um 9 Uhr das Mädchen (das gab es ja noch!), um ihn zu rufen, da ein Kunde bedient werden müsse, und wenn er, der sich auskannte, nicht sofort aufbrach, kam alsbald die Frau, um ihn heimzuholen.

Unser Tischältester war ein alter Junggeselle, aller Weiblichkeit abhold, woraus er nie ein Hehl machte. Er war nicht wenig überrascht, als eine Frau auf seinem Amtszimmer erschien, die ihm völlig unbekannt war, und ihn mit Vorwürfen überschüttete, weil er ihre Tochter ins Gerede gebracht habe. Das müsse ein Ende finden, er müsse sich erklären, ob er ernste Absichten habe! Der war aus allen Wolken gefallen, denn er kannte die Tochter so wenig wie die Mutter und war sich keinerlei Schuld bewußt. Die Aufklärung fand sich nach langem Hin und Her: Um nicht als unhöflich zu gelten, hatte er sich zur Pflicht gemacht, alle Weiblichkeiten zu grüßen, die werktags einen Hut trugen, denn solcher war Zeichen gehobener Stellung. Nun war ihm seit kurzem auf dem Fußweg von der Wohnung zum Amt regelmäßig ein junges Mädchen begegnet, das den Weg in umgekehrter Richtung ging und einen Hut trug. Dieses hatte er wortlos begrüßt und dadurch in den Augen der Mutter Hoffnungen erweckt, ohne es zu ahnen! Es war gar nicht einfach, diese zu beruhigen, und es traf sich gut, daß bald darauf die längst erbetene Versetzung erfolgte. Sein Nachfolger hatte als Einjähriger in München gedient und war Reserveoffizier im bayrischen Leibregiment, dessen Uniform ein leuchtendes Hellblau war. Das gab, als im Februar des Königs Geburtstag nahte, Anlaß zu einem kühnen Plan der Damen: Man dachte sich aus, wie schön es wäre, diese Farbenpracht zusammen mit der Paradeuniform der Olgagrenadiere (mit weißem Helmbusch!), die ich selbst an diesem Tage anzulegen hatte, in einem „Lebenden Bilde“ zu sehen, in dem wir beide mit gezogenem Degen der Germania huldigend zu Füßen sinken würden. Die Hauptperson, die Germania, war schon in der bejahrten Tochter des Stadtschultheißen gefunden. Daß wir beide dem Gedanken nicht begeistert zustimmten, hat starke Verstimmung verursacht. Aber die Damen mußten sich damit begnügen, uns im Festzug zu bewundern, der nach altem Brauch vom Rathaus zur Kirche ging und später von der Kirche zum Festessen durch die Straßen der ganzen Stadt!

So hatte ich den Unterschied erlebt zwischen der geschichtlich bedeutsamen Stadt mit alter kultureller Tradition im alten Württemberg und der anderen im entlegenen, heute würde man sagen „unterentwickelten“ Landesteil, in die keine Anregung von außen gelangte, kein Vortrag, kein Konzert und dergleichen. Wollte man Abwechslung und Aufregung haben, so mußte man selbst dafür sorgen. Kein Wunder, daß

dieser Drang, durch die wöchentliche Singstunde nicht gestillt, gar seltsame Wege einschlug! Das war in der „guten alten Zeit“, als noch nicht Kino, Radio und Fernsehen überallhin die nämliche „Kultur“ brachten und die Unterschiede auszugleichen suchten. Damals, vor bald 60 Jahren, war es Erlebnis, heute ist es Erinnerung, Erinnerung an eine versunkene Zeit!

Roman einer Brücke

Ist die Eßlinger Pliensaubrücke zu retten?

Die Wünsche des Denkmalschutzes im Widerstreit mit den Forderungen des Verkehrs
Versuch einer Berichterstattung und einer Stellungnahme

Von Harald Hanson

Anläßlich der diesjährigen Tagung des Schwäbischen Heimatbundes in Eßlingen erscheint das nächste Heft der „Schwäbischen Heimat“ als Eßlinger Sondernummer. Da voraussichtlich bis dahin über das Schicksal der Pliensaubrücke entschieden sein wird, bringt bereits dieses Heft den von Professor Hanson erbetenen Beitrag über den zur Zeit noch schwebenden, weite Kreise interessierenden und beunruhigenden Meinungsstreit. Der Verfasser ist als Mitglied der staatlichen Institutionen des Denkmalschutzes und des Denkmalamtes mit den vielschichtigen Fragen und dem derzeitigen Stand der Angelegenheit gründlich vertraut, jedoch bei den zu treffenden Entscheidungen nicht unmittelbar beteiligt, so daß eine unabhängige und unbefangene fachmännische Urteilsbildung erwartet werden kann. Als Architekt und Ordinarius für Baugeschichte der hiesigen Hochschule ist der Verfasser Mitglied einer Architekturabteilung, deren gegenwarts- und wirklichkeitsnahe Lehre bekannt ist. Es wird im nachfolgenden also keinesfalls einer engherzigen Liebe blinder Heimat-tümelei das Wort geredet, sondern mit sachlichem Ernst über die Wege nachgedacht, die vielleicht die stark divergierenden Meinungen zusammenführen können – zum Heile der Brücke. Eine Darstellung der vielerlei mit-sprechenden und widerstrebenden Faktoren ist bei aller Beschränkung nicht ohne eine gewisse Ausführlichkeit möglich und auch nicht ohne Hinweise auf manche mit-spielende technische Fragen. Beides möge der Leser um der Sache willen mit gütiger Nachsicht hinnehmen.

Im Schatten der Großstadt, an der Peripherie der Landeshauptstadt, führt – heute nur wenige Auto-minuten von Stuttgart entfernt – eine einstige freie Reichsstadt mit einer ungleich gewichtigeren Ver-gangenheit ihr auch in der Gegenwart noch spürbares eigenständiges Leben: das nachbarliche Eßlingen. Durch alle schlimmen Zeitläufte hindurch hat diese alte Stadt, einst ungewöhnlich stark von Mauern und

Türmen umwehrt und beschirmt von einer mit weiten Schenkelmauern schützend ausgreifenden Burg, viel von ihrem Charakter reichsfreier Stadtherlichkeit bewahrt.

Nicht hinwegzudenken aus ihrem historischen Stadt-bild ist die staufische Neckarbrücke. Von Anbeginn an und bis heute ist Eßlingen Brückenstadt. Der Brücken-schlag über den Neckar war für das städtische Leben durch Jahrhunderte hindurch gleicherweise ein ge-schichtebestimmender und gestaltbildender Faktor.

Vom Antlitz und Schicksal der Brücke im Wandel der Zeiten, von ihrem gegenwärtigen Existenzkampf und von ihren Rettungsmöglichkeiten soll im folgen-den die Rede sein.

Die Pliensaubrücke als historisches Baudenkmal

Unter den wenigen noch erhaltenen Zeugen groß-artiger Brückendenkmäler im deutschen Volksraum steht die Eßlinger Neckarbrücke ohne jeden Zweifel mit an erster Stelle. Als Brücke aus staufischer Zeit – also aus den besten Jahren der Geschichte der Deut-schen und in der schwäbischen Heimat jenes führen-den Kaiserhauses – ist sie ein einzigartiges Geschichts-dokument, dem die Ehrfurcht nicht nur der Schwaben, sondern aller Deutschen gehören sollte.

Als technisches Baudenkmal eines rund 700jährigen Alters verdient sie nicht nur die Bewunderung der Baumeister – sehr wohl auch der heutigen Genera-tion –, sondern auch jedes sehenden Laien. Das



1. Eßlingen, Stadt und Pliensaubücke. Merian-Stich des 16. Jahrhunderts
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Landschaftsbild bestimmend und der Stadt geradezu Sinn und Gesicht gebend, beherrscht sie mit schönem Schwung noch heute wie einst als Menschenwerk von überzeugender Sachlichkeit den Talgrund, wobei die Sicht von den Rebhängen der Neckarhalde besonders eindrucksvoll ist. Mit urtümlicher Kraft stemmen sich die schweren Bogen von Pfeiler zu Pfeiler über den Fluß hinweg, dessen Wasserspiegel sich zu mehr als doppelter Breite ausweitert, auseinandergedrängt durch die wuchtigen Pfeiler mit ihren weit vorgreifenden zugespitzten Vorköpfen, belebt von den Wasserspielen des Wehres kurz oberhalb der Brücke und vieler Strudel im heute noch ungefaßten und unregulierten natürlichen Flußbett.

Das frühere Erscheinungsbild der Brücke war noch wesentlich reicher. Bildliche Darstellungen der Vergangenheit vermitteln uns eine nähere Vorstellung, am eindrucksvollsten der Merian'sche Stich des 16. Jahrhunderts (Abb. 1).

Aus dem Pliensautorturm im Zuge der Stadtmauer am nördlichen Neckarufers führte der Brückenlauf an einer stattlichen Mühle vorbei, durch einen mittleren Brückenturm hindurch einem dritten Brückentor zu, dem sich eine Brückenskapelle – die Heiligkreuzkapelle – hinzugesellte. Über eine hier eingeschaltete Zugbrücke wurde das südliche Brückenende erreicht und durch ein weiteres kleines Tor das jenseitige Ufer.

Etwa den gleichen Zustand schildert eine reizvolle kolorierte Handzeichnung von 1685 (Abb. 2); die dem älteren Stadtkern in der Flußniederung vorgelagerte Pliensauvorstadt ist besonders gut erkennbar. Beide Dokumente zeigen eindrucksvoll die für die Stadtbaugeschichte so bedeutsame Rolle dieses Flußüberganges.

Die Brücke hatte mit ihren ursprünglich elf Brückenbögen die imposante Länge von über zweihundert Metern. Durch die ungleiche Gruppierung und die wechselnde Höhe ihrer Bögen, aber auch durch die sehr verschiedene Gestalt ihrer Pfeiler erfüllte sie ein lebendiger Rhythmus, und mit starkem Gefälle nach beiden Brückenden hin zeigte sie das spannungsreiche Längsprofil mittelalterlicher Brücken (Abb. 3). Über das Alter der Brücke gibt es nicht allzu viele, aber doch ausreichende archivalische und bauliche Hinweise¹.

Im Jahre 1286 geschah etwas ganz und gar Ungewöhnliches: etliche Bischöfe erteilten in einer in Rom ausgestellten Urkunde einen Ablass für Spenden zum Wiederaufbau der Eßlinger Brücke – also eines profanen Bauwerks! Wenn vielleicht bis dahin eine Holzbrücke dem Verkehr im Zuge einer der wichtigsten Straßen des alten Reiches diente, so wird es sich mit Sicherheit nunmehr um die Vollendung des beträchtlichen Baukosten erfordernden Neubaues einer Steinbrücke gehandelt haben und dabei zweifellos um das heutige Bauwerk; denn Steinmetzzeichen an den Gewölben verweisen auf die Eßlinger Dionysius- und Paulskirche, die ältesten Kirchen der Stadt, deren Erbauung in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, und auf die gleichzeitigen Bauten der Stadtbefestigung².

Die Eßlinger Pliensaubücke ist eine der ältesten nachrömischen Steinbrücken des Abendlandes. Die 190 Meter lange Trierer Moselbrücke hat den Prioritätsanspruch unter allen deutschen Brücken; sie ruht immerhin noch auf römischen Brückenpfeilern. An Alter voraus ist ihr auf deutschem Boden sonst nur noch die Regensburger Donaubrücke, soweit diese später umgebaute Brücke noch dem ersten Bau entspricht. Die mittelalterlichen Brücken von Prag und

Würzburg, Glanzleistungen der Ingenieurbaukunst von künstlerischer Intuition, sind Bauten erst des 14. und des 15. Jahrhunderts; die Prager Moldaubrücke baute bekanntlich der aus Schwaben kommende Peter Parler für Kaiser Karl IV.

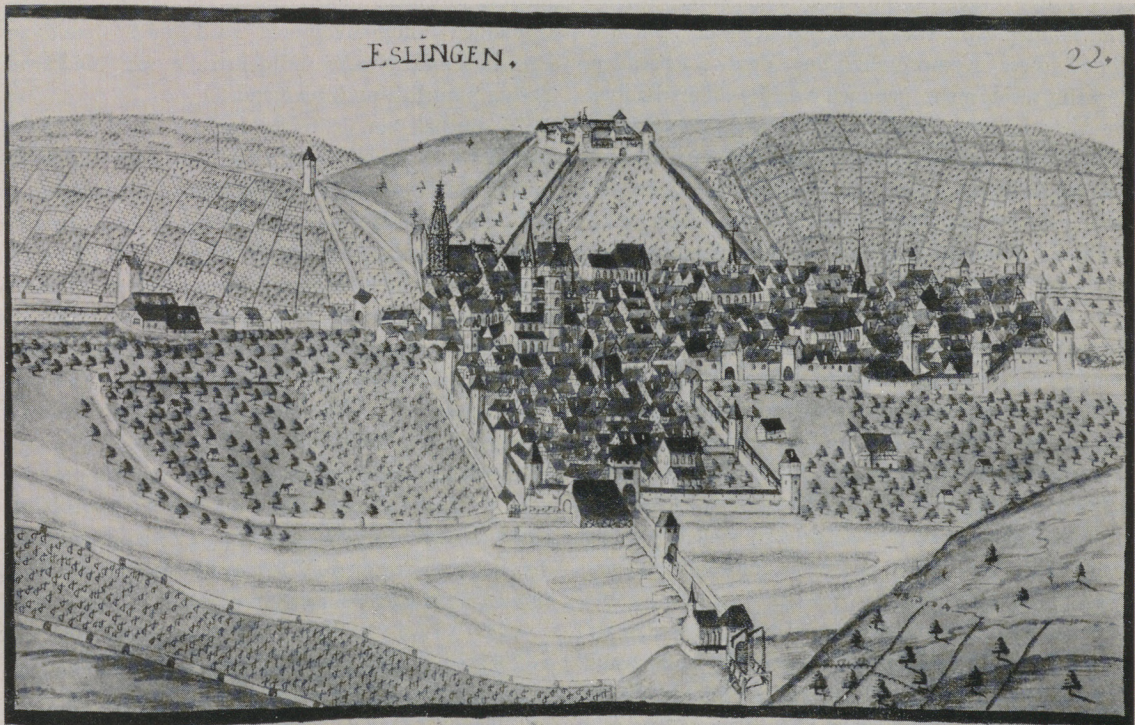
Mit gutem Recht steht die Eßlinger Pliensaubrücke unter Denkmalschutz; nur in besonderen Ausnahmefällen kann dies bei technischen Bauwerken wie Brücken und anderen Verkehrsbauten geschehen. Als Bauwerk von hohem gestalterischen Rang und besonderer städtebaulicher Bedeutung hat die Pliensaubrücke sieben Jahrhunderte hindurch eine geschichtliche Aufgabe erfüllt. Selbstverständlich ist auch der Pliensautorturm in das Landesverzeichnis der Bau- denkmale eingetragen.

Die eingreifenden Veränderungen des 20. Jahrhunderts

Unbill und Schande sind diesem Erbe als Wahrzeichen der Stadt erst in den letzten rund hundert Jahren widerfahren. Die Erfindung der Eisenbahn war gewiß ein epochales technisches und soziologisches Ereignis; aber fast überall hat sie die zu einem Kunstwerk zusammengewachsenen Strukturen alter Stadtorganismen zerstört oder blockiert. In Eßlingen

riegelte die sich dazwischendrückende Eisenbahn die Stadt vom Flusse ab, den Zusammenhang von Brücke und Stadt mit verhängnisvollen Folgen zerstörend. Einige Jahrzehnte wurde der unhaltbare Zustand einer schienengleichen Kreuzung der Brückenstraße als wichtigster Verkehrsader der Stadt hingenommen. In den zwanziger Jahren wurde die Konsequenz gezogen, die in jenen Jahren noch als die richtige erschien³:

Die Brücke erhielt eine beidseitige Gehwegverbreiterung in noch erträglichen Grenzen mit neuen Betonbrüstungen auf einem untergelegten schweren Konsolgesims. Aber was sich weit eingreifender auswirkte: Die Fahrbahn wurde vom vierten Joch vor dem Pliensautorturm ab angehoben, flußabwärts auf Anschüttungen um den Torturm herumgeschwenkt, auf einer Betonbrücke über die Eisenbahngleise hinweggeführt und auf entsprechend hohen und breiten, weitausholenden Fahrrampen zum alten Straßenniveau wieder hinabgeleitet. Damit wurde verkehrstechnisch gewonnen, was nach den Vorstellungen der Zeit vor eben dreißig Jahren als gangbare und ausreichende Lösung erschien – gestalterisch ein verzweifelter Bemühen, aus einer unlösbaren Aufgabe das Beste herauszuholen. Es konnte nicht gut aus-



2. Eßlingen, Stadt und Pliensaubrücke. Kolorierte Handzeichnung von 1685
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg



3. Eßlingen, Pliensaubrücke mit Torturm vom Oberwasser vor dem Umbau von 1927
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

gehen; das Ergebnis mußte zwangsläufig schlimm sein. Es mag nicht vorauszusehen gewesen sein, wie schnell diese Kompromißlösung dem wachsenden Verkehr nicht mehr genügen würde; überschaubar war aber das städtebauliche und denkmalpflegerische Unheil: Die Stadt war nun endgültig vom Fluß und von der Brücke getrennt; die Pliensaustraße, aus der Stadt zur Brücke führend, läuft heute gegen eine haushohe Betonrampenmauer an; der Torturm hat durch die Zuschüttung und Vermauerung nicht nur seine Form, sondern auch seine Funktion eingebüßt; die Brücke hat ihren ersten Brückenbogen verloren und ihr vom Tor ansteigendes Längsprofil, eine zweigleisige Straßenbahn mit ihren Leitungsmasten kam hinzu (Abb. 4 und 5).

Dies schändliche Herumflicken, diese schlimme Entstellung, dies Steckenbleiben auf halben Wegen sollte uns Heutigen, denen das Kritisieren vielleicht allzu leicht fällt, von neuen bösen Kompromissen abschrecken.

Eine neue Brücke stromaufwärts wäre auch damals die einzige richtige Lösung gewesen. Es fehlte nicht an Einsichtigen. Aber niemand wollte mit der Stadt die größeren Kosten tragen; die Maßnahmen für den Brückenverkehr schienen ausreichend; die Neckarkanalisation steckte noch in der ersten Planung – man

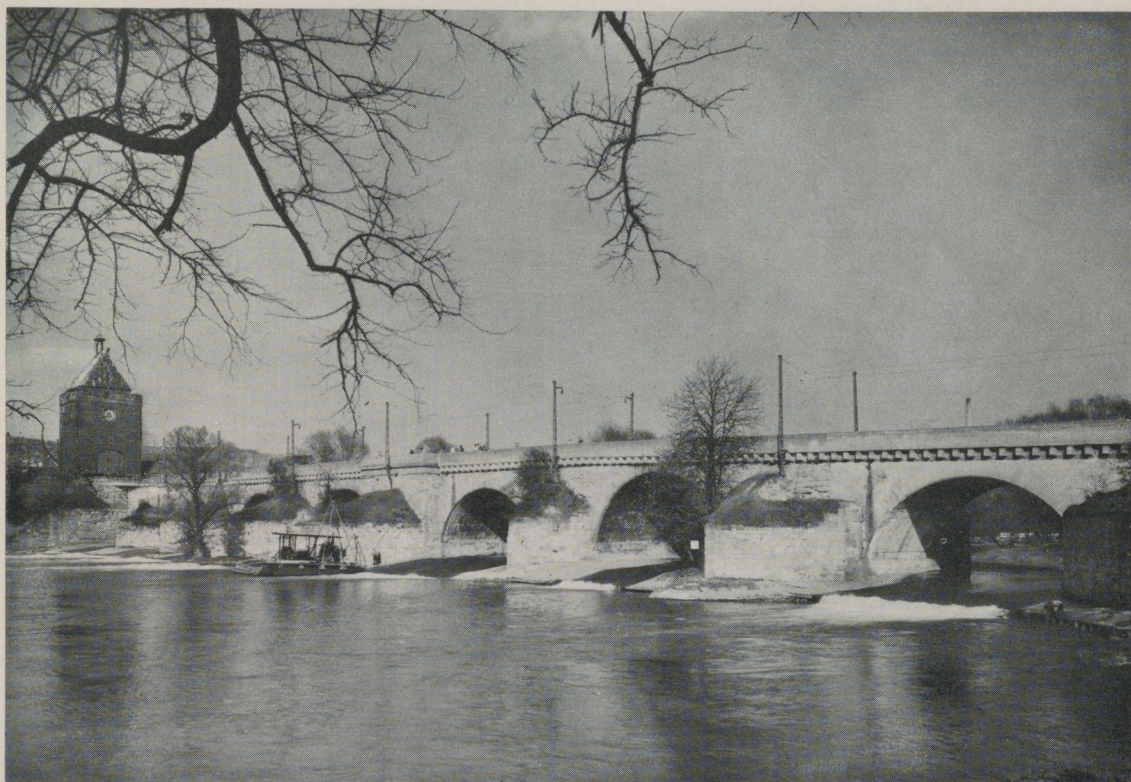
glaubte übrigens noch, durch die alten Brückenöffnungen hindurchkommen zu können –, und an eine autobahngleiche Schnellstraße im Neckartal dachte natürlich noch niemand.

1956 geschah ein weiteres Unglück: Mit Rücksicht auf den rapide wachsenden Verkehr wurde für den immer stärker werdenden Fußgängerstrom zum Bahnhof ein vier Meter breiter Fußgängersteg an der Unterwasserseite hinzugefügt – bei besten gestalterischen Absichten dennoch eine weitere schlimme Entstellung (Abb. 6). Daß die Oberwasserseite jedoch bis heute noch die Großartigkeit und Großzügigkeit der ursprünglichen Brückengestalt fast unversehrt behalten hat, zeigt das Brückenmodell des jetzigen Zustandes (Abb. 7).

So steht nun die ehrwürdige Brücke geschändet und vergewaltigt in einer entarteten Umwelt da (Abb. 5), einer ungewissen Zukunft entgegensehend zwischen den beiden Extremen: Wiedergutmachung aller Verunstaltungen oder völliger Untergang.

Die Gefährdung des Baudenkmals durch die heutigen Verkehrsforderungen

Die Pliensaubrücke, Eßlingens staufische Neckarbrücke, deren Denkmalswert selbst im heutigen Zu-



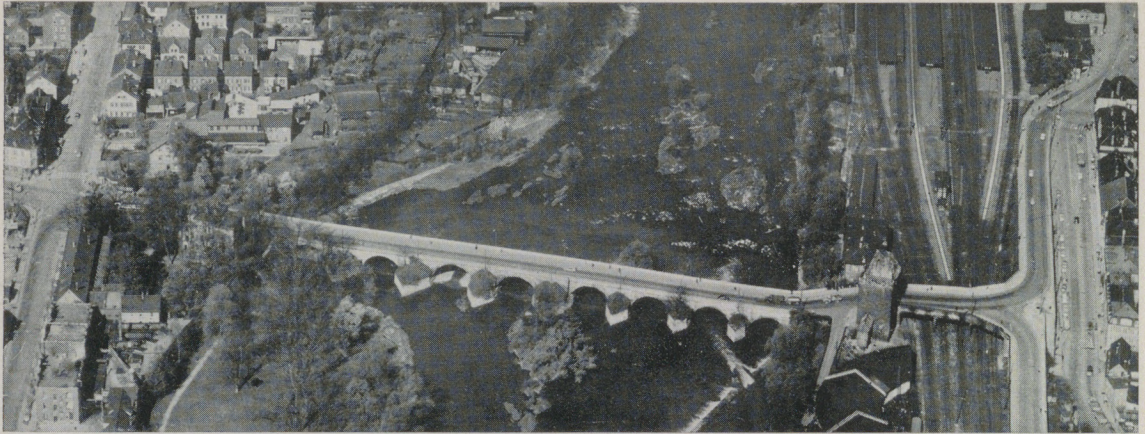
4. Eßlingen, Pliensaubücke mit Torturm vom Unterwasser nach dem Umbau von 1927
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

stande außer Frage stehen sollte, Wiederherstellung statt Abbruch heischend, steht in akuter Gefahr. Sie droht wie vieles, was die Bomben verschont haben, ein endgültiges „Opfer des Verkehrs“ zu werden. Die Aufgaben bewahrender und zurückgewinnender Denkmalpflege und vorwärtsdrängender Verkehrsplanung stehen in scheinbar unlöslichem Konflikt einander gegenüber. Wie viele andere westdeutsche Mittelstädte hat auch Eßlingen infolge der Nachkriegsereignisse und des stetigen Strukturwandels ein jähes Anwachsen der Bevölkerungszahl und somit auch der Verkehrsdichte zu verzeichnen. Nicht nur die innerstädtische Verkehrsnot im Bereich der Pliensaubücke verschlechtert sich von Tag zu Tag, einem Verkehrschaos zusteuern. Die Neckarkanalisation und der Ausbau der an Eßlingen vorbeiführenden Bundesstraße 10 zur vierbahnigen Autoschnellstraße verlangen zusätzlich als übergeordnete Verkehrsforderungen ihr Recht.

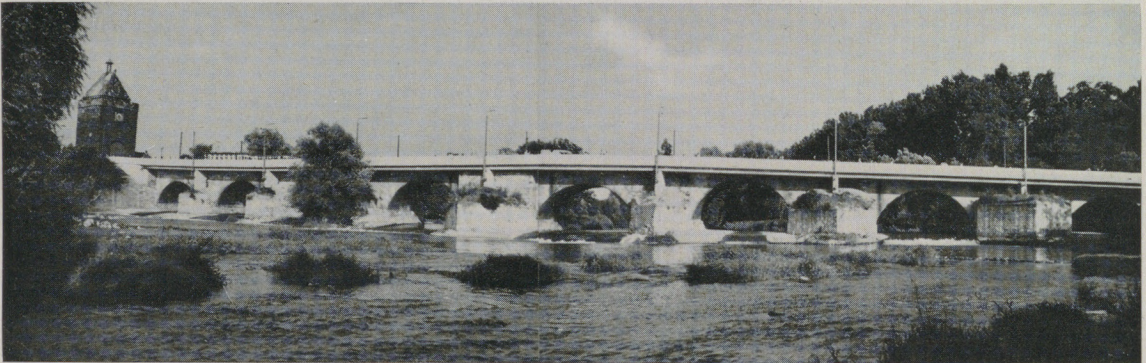
Nicht nur die Eßlinger Bürgerschaft nimmt, wie aus den überaus zahlreichen Diskussionsbeiträgen der

lokalen Presse ersichtlich ist, lebhaftesten Anteil; auch die Stuttgarter Tageszeitungen haben wiederholt berichtet, und die Fachpresse horcht warnend auf⁴. Die Eßlinger Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes veranstaltete eine überfüllte Kundgebung zur Rettung der Pliensaubücke. Und selbstverständlich hat sich das staatliche Amt für Denkmalpflege, ebenso wie der staatliche Denkmalrat als beratende Instanz des Regierungspräsidiums von Anbeginn an mit allen zu Gebote stehenden Mitteln für die Erhaltung der Brücke eingesetzt. Mit nicht minder ernster Sorge ist die Stadt Eßlingen seit langem mit immer neuen Vorschlägen um eine in jeglicher Hinsicht tragbare Lösung bemüht.

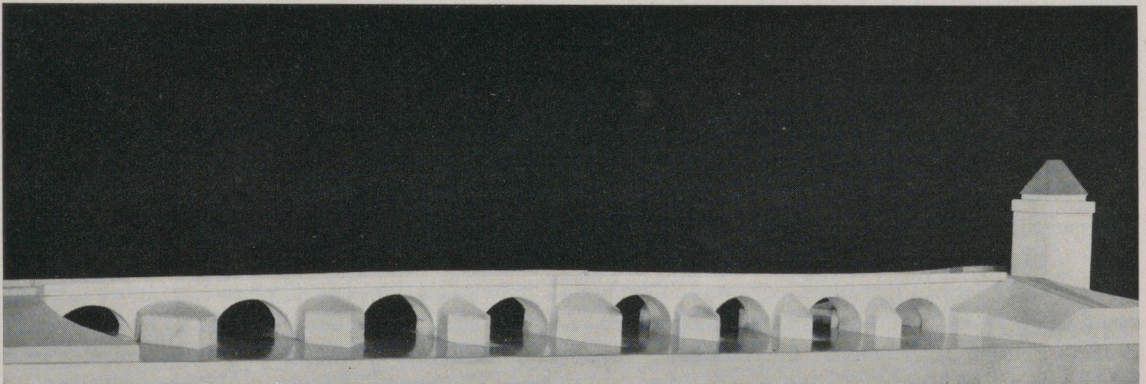
Die vielschichtig aufgeworfenen Probleme gehen freilich in erster Linie die Fachleute an, aber darüber hinaus auch eine weitere Öffentlichkeit und sicher in besonderem Maße auch die Leser dieser Zeitschrift, deren schöne Aufgabe die bewahrende Pflege jeglichen geschichtlichen Kulturgutes, nicht zuletzt auch der Baudenkmäler der „Schwäbischen Heimat“ ist.



5. Eßlingen, Pliensaubücke und Torturm vom Oberwasser (Luftbild)
Aufnahme A. Brugger, Stuttgart-Flughafen



6. Eßlingen, Pliensaubücke mit Torturm vom Unterwasser nach der Verbreiterung von 1956
Aufnahme Richter, Eßlingen



7. Eßlingen, Pliensaubücke mit Torturm vom Oberwasser, Modell des heutigen Zustandes
Aufnahme Richter, Eßlingen

Die bisherigen Planungsvorschläge und ihr gegenwärtiger Stand im Streit der Meinungen

Im folgenden wird versucht, die verschiedenen vorliegenden Planungen, soweit sie für den teilnehmenden Laien von Interesse sind, kurz darzustellen und einer kritischen Stellungnahme zu unterziehen:

a) Die neue Neckarbrücke (Vogelsangbrücke)

Der Plan einer neuen Entlastungsbrücke, über den in den zwanziger Jahren vergeblich diskutiert wurde, ist seit etlichen Jahren beschlossene Sache. Die neue „Vogelsangbrücke“ ist stromaufwärts in gut 200 m Abstand von der alten Brücke geplant. Sie soll auf weite Sicht den gesamten Fahrverkehr – mit Ausnahme der Straßenbahn – übernehmen. Vielleicht allzu aufwendige und platzraubende Verkehrsspinnen mit einer gewissen autobahnmäßigen „Überperfektionierung“ zur Ein- und Ausfädelung des innerstädtischen Verkehrs wie auch der Bundesstraßen-Schnellbahn sind für diese künftig wichtigste Verkehrsspanne über das Neckartal hinweg von den zuständigen städtischen und staatlichen Behörden überaus sorgfältig durchgeplant (Abb. 8). Die Stadt hat dabei für ihre Verkehrsanschlüsse einzelne Bauphasen festgelegt. Über die Notwendigkeit der schnellen Verwirklichung dieses freilich sehr kostspieligen Projekts herrscht in allen Gremien Einmütigkeit.

b) Die Neckarkanalisation

Die Planungen für die Schiffbarmachung des Neckars an Eßlingen vorbei sind bereits angelaufen. Die drei ersten stadtseitigen Brückenjoche mit zwei Pfeilern werden leider fallen müssen; eine moderne Überbrückung des Kanals wird erforderlich.

Die Kanaltrasse ist mit Vorsatz dicht vor den Brückenturm herangeholt. Hier verträgt die Brücke am ehesten einen Eingriff; denn diese Teile werden von den die Stadt umgrenzenden Höhen am wenigsten eingesehen; vom jenseitigen Ufer her – etwa im Zuge der künftigen Bundesstraße – wird die Lücke flußauf und flußab durch die stark überschneidenden Brückenpfeiler mit ihren Vorköpfen erfreulicherweise weitgehend optisch überdeckt. Erste Gestaltungsvorschläge der neuen Kanalüberbrückung, als Versuch einer Synthese von Altem und Neuem liegen von seiten des Denkmalamts in Zusammenarbeit mit der Stadt vor; gutes Altes und gutes Neues können sich sehr wohl vertragen! Die restlichen fünf Bögen mit ihren gewaltigen Pfeilern sind auch so noch von großartiger Imposanz (Abb. 11). Die Preisgabe der drei stadtseitigen Joche als überaus bedauerliche aber un-

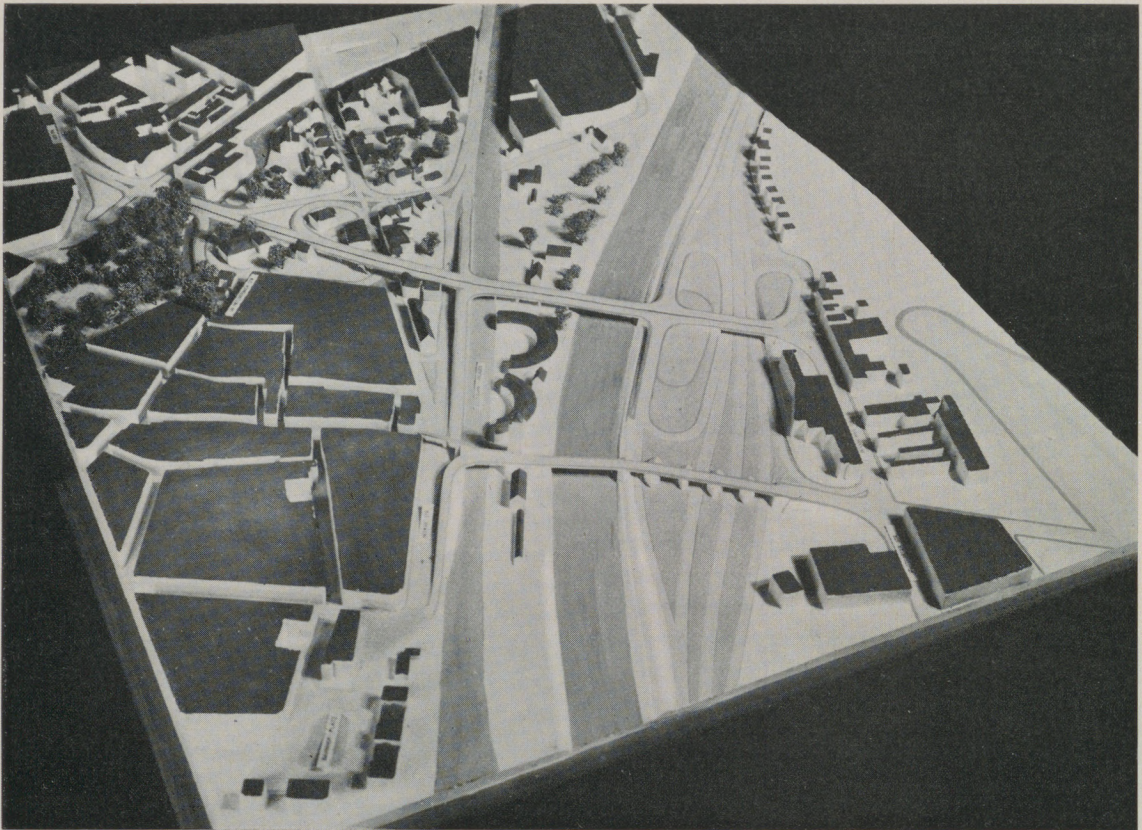
ausweichbare Einbuße hinzunehmen, hat sich der Denkmalrat schweren Herzens bereitfinden müssen, davon ausgehend, daß der übrige fünfjochige Brückenzug in seiner Gesamtheit unter Denkmalschutz bleibt und, soweit dies nur irgend möglich ist, durch bereinigende Entfernung aller Entstellungen seine ursprüngliche Gestalt zurückerhält (dies gilt auch für den Bereich um den Torturm herum).

c) Die Bundesschnellverkehrsstraße und die Pliensaubrücke

Es ist ein vierbahniger Ausbau der Bundesstraße 10 als autobahngleiche Schnellverkehrsstraße das Neckartal hinauf in Angriff genommen und von Stuttgart bis kurz vor Eßlingen bekanntlich bereits fertiggestellt. Die neuesten höher gesteckten Forderungen bedrohen dabei ernstlich den Bestand des restlichen Brückenzuges. Die Straßenbau-Abteilung des Innenministeriums verlangt aus wohl jedenfalls übersteigerten Verkehrsansprüchen mindestens den Abbruch der beiden südlichen Brückenjoche und an ihrer Statt eine moderne Spannbetonbalkenbrücke ähnlich der geplanten Kanalüberbrückung; denn sie sträubt sich neuerdings nicht minder energisch gegen eine geringfügige Fahrbahnabsenkung (90 cm!), mit deren Hilfe sich das verlangte Durchfahrtsprofil dieser beiden Brückenbögen gewinnen ließe; die „Wanne“ bliebe über dem Wasserspiegel des künftigen Kanals, und das beiderseitige Fahrbahngefälle wäre minimal. (Die gleiche Maßnahme ist kürzlich an der gleichen Strecke für die Untertürkheimer Inselbrücke in viel größerem Umfange durchgeführt und in der Presse als besondere technische Leistung herausgestellt worden.) Die Pliensaubrücke als gefährliche optische Sperre für die Verkehrsteilnehmer der Bundesstraße anzusehen, erscheint etwas ängstlich und engherzig; die Fahrbahnen verlaufen fast geradlinig und sichtbar.

Um deutlicher zu werden: Die Straßenbauverwaltung sollte die Erhaltungswürdigkeit der staufischen Brücke, so wie sie ist, als Faktum anerkennen und den technischen und finanziellen Mehraufwand hinnehmen, der nun eben durch das Unterfahren der Brücke entsteht; sie sollte nicht aus wenig überzeugenden Gründen den völligen oder weiteren Abbruch dieses außerordentlichen Baudenkmals und Geschichtsdokumentes verlangen, das materielles Eigentum der Stadt Eßlingen ist und geistiger Besitz des Volkes!

Es sind statt dessen allen Ernstes neue Vorschläge in Varianten herausgestellt, den etwa übrigbleibenden dreijochigen Brückentorso als „Baudenkmal“ stehen zu lassen und unmittelbar daneben stromabwärts eine neue Betonbrücke für den Straßenbahn- und



8. Eßlingen. Die alte und die neue Neckarbrücke, Planungsmodell der Stadtverwaltung
Aufnahme Richter, Eßlingen

Fußgängerverkehr zu bauen mit dem alten Brückenstein als vorgeschalteter Aussichtsbastion (Abb. 9) oder auch sogar mit einem zweiten separaten modernen Fußgängersteg über den Brückenrest hinweg und einer neuen Brücke dicht dahinter lediglich für die Straßenbahn (Abb. 10)! Hierzu muß gesagt werden:

Bei der Pliensaubrücke handelt es sich darum, im Rahmen des Möglichen das *Gesamtbauwerk* zu erhalten, d. h. auch die enge gestalterische und historische Verbindung mit dem Brückentorturm, dem Altstadtkörper und dem Landschaftsraum. Der Torso einer aus jeglichem Zusammenhang herausgerissenen künstlichen Ruine – noch dazu in *dieser* Umgebung – ist ein überaus peinlicher Gedanke, der mit erhaltenden Prinzipien der Denkmalpflege nichts mehr zu tun hat, geschweige denn mit schöpferischen. Ein völliger Abbruch der Brücke wäre vorzuziehen! Vom Oberwasser her würde sich zudem ein überaus zwiespältiges Bild durch die optische Überschneidung des kläglich Brückenfragments mit der dahinterliegenden neuen Brücke darbieten, und auf der Unter-

wasserseite würde die neue Brücke das alte Rudiment höchst ungut überdecken. Da das allen Verkehrserfordernissen von heute und morgen gerecht werdende Bauprojekt der Vogelsangbrücke *unter allen Umständen so bald wie möglich und zu allererst* verwirklicht werden muß, erscheinen ein weiterer nur für den Straßenbahn- und Fußgängerverkehr bestimmter Brückenneubau oder sogar zwei Neubauten an Stelle der alten Brücke schon rein finanziell nicht vertretbar, ganz abgesehen von allen planerischen, verkehrstechnischen und denkmalpflegerischen Bedenken. Zwei bzw. drei neue Brücken auf einmal kann sich Eßlingen wohl wirklich nicht leisten. Oder soll auf diese Weise das Vogelsangbrückenprojekt zu Grabe getragen werden? Es wäre das Verkehrteste, was passieren könnte!

d) Ein älterer Plan der Eßlinger Stadtverwaltung

Es gibt aber auch noch ein älteres Projekt der Stadtverwaltung, das den eben geschilderten abenteuerlichen Ideen immerhin als tragbarer Kompromiß in verschiedener Hinsicht – auch aus denkmalpflegeri-

schen Gründen – durchaus vorzuziehen und zudem finanziell viel günstiger ist (Abb. 8):

Die Brücke bleibt in ihrer jetzigen Gestalt bis auf den Kanalabschnitt bestehen, dient aber künftig nur dem Straßenbahn- und Fußgängerverkehr. Bei der bisherigen Planung der Bundesstraße 10 als Schnellverkehrsstraße war von der Stadtverwaltung ein Ausscheren der Fahrbahnen und ein getrenntes Unterfahren einzelner Brückenjoche und dazu auch die oben erwähnte teilweise Fahrbahnsenkung ins Auge gefaßt. Mit allzu nachgiebiger Rücksicht auf den angeführten Widerstand der Landesstraßenbaudirektion gegen diese Wannenbildung ist nun daran gedacht, die beiden umstrittenen Bogenöffnungen entsprechend anzuheben. Eine solche zudem keineswegs billigere bauliche Maßnahme erscheint denkmalpflegerisch wenig vertretbar, wenn auch gerade diese zwei Bogen nach den Sprengschäden des Krieges bereits erneuert wurden; es kommt nicht auf die Kubikmeterzahl der alten Bausubstanz an, sondern auf die Wahrung der historischen Gestalt, die durch eine weitere Änderung des Längsprofils erneut in bedauerliche Mitleidenschaft gezogen würde. Auf der Bundesstraße wird sich von beiden Seiten her ein freier Blick auf den ganzen Brückenzug inmitten einer neu zu ordnenden und zu bereinigenden Parklandschaft des Tales darbieten. Die Brücke kommt zu neuer eindrucksstarker Wirkung (Abb. 11). Besonders schön wird der umfassende Überblick von der Vogelsangbrücke aus sein (Abb. 12).

Durch ein Abschwanken der Kanalüberbrückung wird die Verkehrsführung flüssiger; lediglich eine der beiden unschönen Straßenrampen – die zum Bahnhof hin – wird noch benötigt und dies nicht mehr in der bisherigen Breite. Vom Pliensauturm läßt sich soviel Abstand gewinnen, daß er wieder freigelegt und das Tor wieder geöffnet werden kann. Der Turm erhält somit, allerdings nur von der Oberwasserseite frei sichtbar, wieder seine alte Gestalt zurück; von den oben geschilderten früheren Verschandelungen im Bereich um den Brückenturm herum wird also manches bereinigt. Stromaufwärts kann die Brückenbrüstung ihr früheres Aussehen zurückerhalten; der schlimme Fremdkörper des in Beton vorgekragten Fußgängersteiges muß jedoch wegen der zweigleisigen Straßenbahn leider bestehen bleiben.

e) Ein Vorschlag des Verfassers

In der letzten Denkmalratssitzung, die ausschließlich den Sorgen um die Pliensaubrücke galt und gemeinsam mit den verantwortlichen Vertretern der städtischen und staatlichen Verwaltungen stattfand, trug

der Verfasser als weiteren Diskussionsbeitrag den folgenden Vorschlag bei, von dem er glaubt, daß er zur Rettung der Pliensaubrücke und zur gleichzeitigen grundlegenden und durchgreifenden Sanierung aller Verkehrsfragen ein konstruktiver ist:

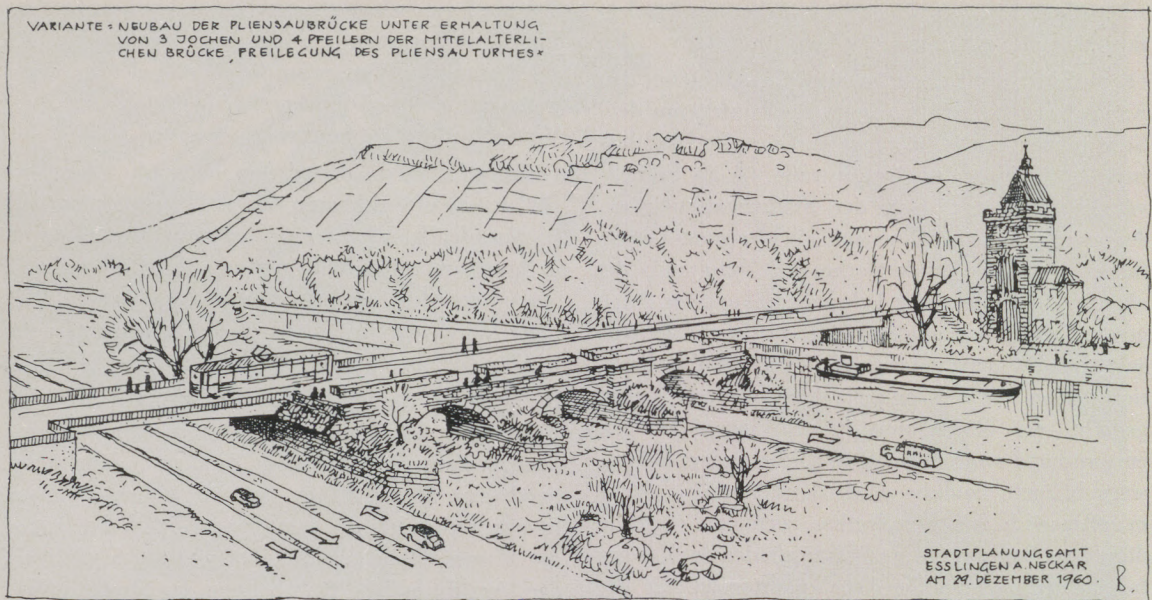
Die Brücke wird – wiederum natürlich abgesehen von der unausweichbaren neuen Überbrückung des kommenden Kanals – restlos mitsamt dem Torturm in ihrem ursprünglichen Zustand vor den Entstellungen unseres Jahrhunderts wiederhergestellt. An dem Unterfahren der Brücke durch die Bundesstraße 10 wird in der oben geschilderten Weise festgehalten.

Die Brücke wird ausschließlich dem Fußgängerverkehr zugewiesen! Die Fußgänger gelangen auf einer bequemen Freitreppe durch das Brückentor hinab und durch eine Unterführung (wie sie übrigens früher bereits vorhanden war) unter dem Bahnkörper hindurch unmittelbar zum Bahnhof und zur Stadt. Nur der Verzicht auf die Beibehaltung des Straßenbahnverkehrs und auf jeden sonstigen Fahrverkehr über die alte Brücke ermöglicht *neben einer völligen Verkehrsentflechtung die weitgehende Zurückgewinnung der historischen Brückengestalt*, zumal des besonders wesentlichen alten Brückenquerschnittes. Die Straßenbahn muß auf die Vogelsangbrücke verwiesen oder durch einen entsprechenden Autobusverkehr ersetzt werden, wenn sich bei näheren Untersuchungen erweisen sollte, daß die Einbeziehung der Straßenbahn in den innerstädtischen Fahrverkehr über die Vogelsangbrücke hinweg zu größeren Unzuträglichkeiten führt, als dies allgemein im Stadtverkehr unvermeidlich ist. Der Bundesstraßenschnellverkehr bleibt unberührt.

Der Vorschlag bietet beachtliche Vorteile:

Der sehr beträchtliche Fußgängerverkehrsstrom aus den ständig wachsenden Vorstadtgebieten jenseits des Neckars wird aus dem Fahrverkehr vollkommen herausgenommen und auch von der Vogelsangbrücke weitgehend ferngehalten; er erreicht völlig unbehindert auf schöner Promenade das stadtseitige Ufer und von dort ohne jegliche Kreuzung mit dem Fahrverkehr den Bahnhof, bzw. er wird wie von alters her geradeaus (und mit Hilfe einer anschließenden Straßenunterführung gleichfalls kreuzungsfrei) in die künftig als reine Fußgängerladenstraße auszuweisende Pliensaustraße hineingeleitet.

Die den schönen alten Brückenduktus empfindlich störende starke Aufhöhung des Brückenscheitels vor dem Brückentor kann wieder abgetragen, das alte Niveau vor dem Tor wiederhergestellt und der alte erste Brückenbogen vor dem Tor wieder freigelegt



9. Eßlingen. Der Torso der alten Pliensaubrücke in Verbindung mit einer neuen Straßenbahn- und Fußgängerbrücke, Schaubildskizze der Stadtverwaltung

werden; das gleiche könnte vermutlich mit den zwei ebenfalls zugeschütteten Brückenbögen am jenseitigen Brückenende geschehen. Der alte Brückenverlauf würde dadurch in seiner ganzen Länge zurückgewonnen. Der vorgebaute entstellende Fußgängerbetonweg entfällt mitsamt den Straßenbahnmasten!

Zur Kanalüberquerung genügt ein schmaler Fußgängersteg von geringerer Konstruktionshöhe (und damit leichter Gestalt). Die gesamte bisherige Tor und Brücke verschandelnde Eisenbetonüberbrückung um das Brückentor herum und über die Eisenbahngeleise hinweg fällt fort mitsamt den beiden verkehrswidrigen und häßlichen Straßenanschlußrampen, womit sich zugleich willkommener Freiraum bietet für eine Fahrbahnverbreiterung wie auch für den Fußgängerweg durch Grünanlagen von der Eisenbahnunterführung zum Bahnhof hin.

Der Pliensauturm, jetzt durch Verbauungen und Umböschungen rundum ruiniert, erhält dabei nicht nur seine alte nach allen Seiten hin freistehende und beherrschende Gestalt zurück, sondern zugleich seine alte historische Funktion!

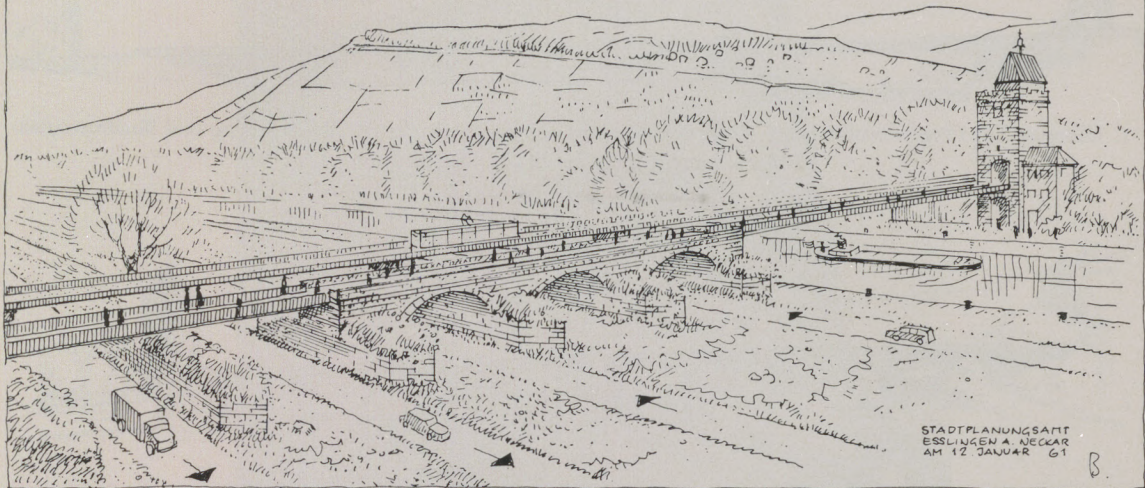
f) Der Sündenbock Straßenbahn

Dem Eßlinger Straßenbahnproblem wird, wie wir sahen, bei allen Planungsvorschlägen für die Pliensaubrücke eine besondere Bedeutung zugemessen. Die

Straßenbahn erweist sich bei allen Überlegungen als der Sündenbock, der daran schuld ist, daß keine Rechnung aufgeht. Was ist nun mit dieser Straßenbahn? Innerhalb der Stadt ist sie schon lange als notorisches Verkehrshindernis durch Autobuslinien ersetzt – bis eben auf jene Strecke aus den Vororten jenseits vom Neckar über die Pliensaubrücke weg zum Bahnhof hin. Als Überlandverbindung zu den Gemeinden auf der Filderebene im Eßlinger Einzugsbereich mit ganz vorwiegend Zubringerverkehr zum Bahnhof, dabei einer Serpentinstraße mit sehr starkem Gefälle zum Neckar hinab folgend, scheint sie den örtlichen Verkehrsspezialisten eine legitime und unentbehrliche Aufgabe zu erfüllen. Der Verfasser ist aber mit seiner Überzeugung nicht allein, daß auch diese Straßenbahn über kurz oder lang nicht mehr existieren wird oder nur noch im Überlandverkehr auf der Filderebene mit einem anschließenden dichten Autobuspendelverkehr etwa bis Nellingen hinauf, der sich beweglich in den städtischen Fahrverkehr, so auch im Bereich der Vogelsangbrücke, einzufügen vermag. Die kurvenreiche Gefällstrecke könnte dann breiter ausgebaut werden, da der Schienenkörper der Straßenbahn dort fortfällt.

Es gibt einen idealen, aber kostspieligen Vorschlag, der auch bereits näher untersucht ist; nämlich statt der scharfen und steilen Serpentinestrecke hinab zur

UMBau DER PliensaubRücke UNter ERHALtUNG VON 3 JOCHEN
UND 6 PfeilERN zU eiNER REiNEN fuSSGÄNGERBRücke, NEUBAU
eiNER STRaßENBAHNBRücke IN SPANNBETON.



10. Eßlingen. Der Torso der alten Pliensaubücke in Verbindung mit zwei neuen Brücken für den Straßenbahn- und den Fußgängerverkehr, Schaubildskizze der Stadtverwaltung

Pliensaubücke die Straßenbahn auf einer neuen Trasse mit geringerem Gefälle am Talhang weiter neckarabwärts hinunterzuführen und unterhalb vom Bahnhof auf einer Hochbahnstrecke über die Bundesstraße, den Neckar und die Bahngeleise hinweg dem geplanten mehrstöckigen Großgaragenbau beim Bahnhof zuzuleiten, der im Erdgeschoß einen Omnibusbahnhof aufnehmen soll. Die Straßenbahn wäre dann aus dem gesamten städtischen Straßenverkehr ausgeschaltet, der Bahnhofplatz von der Straßenbahn entlastet, und es würden die westlichen, mit ihren Hochhausgruppen besonders dicht besiedelten Neubaugebiete im Bereich des einstigen Gestütes Weil auf kürzestem Wege eine Straßenbahnverbindung zum Bahnhof erhalten.

Ein anderer, auch nicht gerade billiger Gedanke geht noch weiter: nämlich die Straßenbahn den Neckarkanal bei der Pliensaubücke unterfahren zu lassen und als Unterpflasterbahn zum Bahnhof weiterzuführen! Alles wegen der Straßenbahn! – Aber sollte man dies Eßlinger Sonderproblem nicht wirklich lieber durch eine völlige Umstellung auf einen ausschließlichen Autobusverkehr zu lösen versuchen?

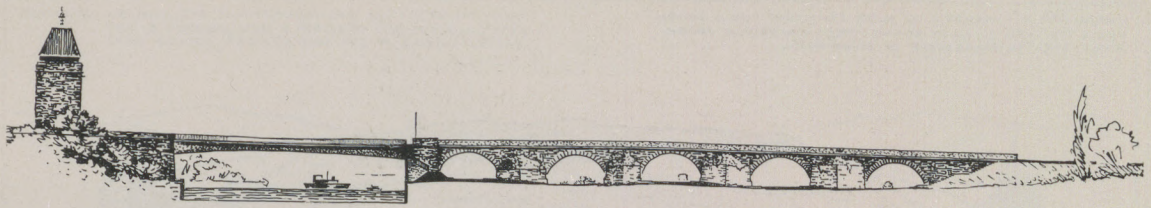
g) Zeitliche Rangfolge der Baumaßnahmen

Aus dem Vorschlag des Verfassers ergibt sich ein Zeitplan, der wohl auf jeden Fall zwangsläufig der richtige ist:

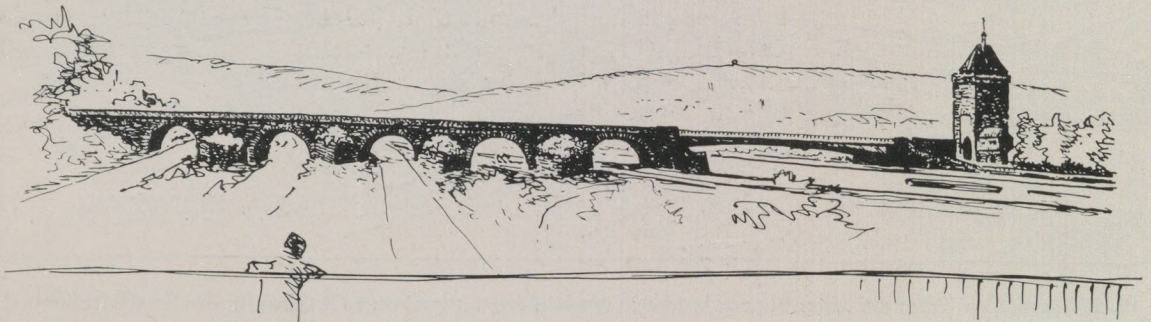
1. *Sofortiger Bau der Vogelsangbrücke* (mit oder ohne Straßenbahn), und zwar unter Kostenbeteiligung von Land und Bund. Die Brücke ist keinesfalls nur ein städtisches Bauvorhaben, sondern ein Bauanliegen der gesamten Öffentlichkeit. (Bei der Düsseldorfer Nordbrücke verteilen sich die unvergleichlich größeren Baukosten auf die drei Partner in gleicher Höhe).

2. *Baldmöglichster Weiterbau der Bundesschnellstraße* unter der alten Pliensaubücke hindurch an Eßlingen vorbei. Erst durch die Herausnahme des Durchfahrtverkehrs wird der innerstädtische Verkehr wirksam entlastet. Vor allem der Durchfahrtverkehr, auf den etwa 60 % entfallen, erzeugt, selbst am meisten davon betroffen, die Verkehrsnot. Die Fortführung dieses so überaus dringlichen Straßenbaues ist freilich unmöglich ohne eine Hochwassersicherung durch den Ausbau des Neckarflußbettes als erste Stufe der Schiffbarmachung!

3. *Gleichzeitig mit der Umbettung des Neckars Umbau der Pliensaubücke* unter Einbau der neuen Überbrückung des künftigen Kanals und unter Wiederherstellung und Bereinigung der Brücke und ihrer Umgebung. Bis zur Verkehrsübergabe der Vogelsangbrücke bleibt die Pliensaubücke in ihrem gegenwärtigen Zustand alleiniger Verkehrsträger; weitere Brückenbauten erübrigen sich.



11. Eßlingen. Die Pliensaubücke mit Torturm vom Unterwasser mit Neckarkanal-Überbrückung und Bundesstraßen-Unterführung, Skizze des Staatl. Denkmalmrats



12. Eßlingen. Die Pliensaubücke mit Torturm von der neuen Vogelsangbrücke mit Neckarkanal-Überbrückung und Bundesstraßen-Unterführung, Skizze des Staatl. Denkmalmrats

b) Einholen von Gutachten und erneute Stellungnahme des Denkmalmrats

Selten wohl sind so vielfältig verflochtene Fragen und so stark widerstrebende Auffassungen mit einer denkmalpflegerischen Aufgabe verknüpft wie im Falle der Eßlinger Pliensaubücke. Es ist zu verstehen, daß das Gremium des Denkmalmrats einen schweren Stand hat. Auf seinen Vorschlag hat das Regierungspräsidium zwei auswärtige besonders berufene Fachleute, den führenden Denkmalpfleger Prof. Grundmann-Hamburg und den bekannten Stadt- und Verkehrsplaner Prof. Hillebrecht-Hannover zu einer klärenden Stellungnahme eingeladen. Diesen beiden maßgeblichen Gutachten kann mit Spannung entgegen gesehen werden.

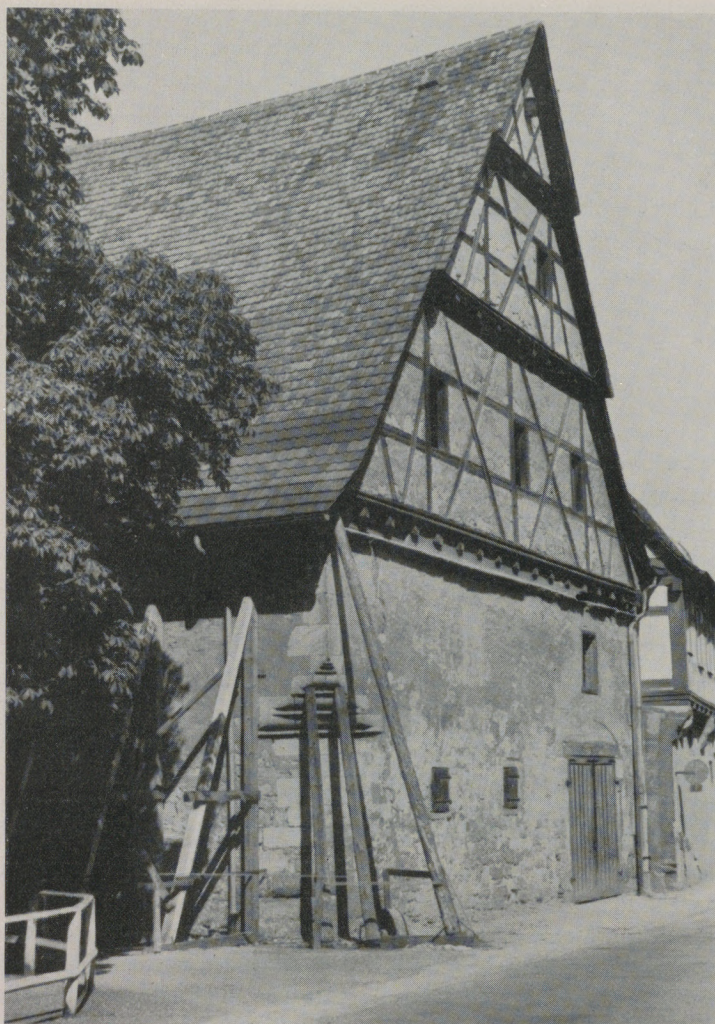
Es ist freilich wohl mit Sicherheit zu erwarten, daß der Denkmalmrat, an seiner bisherigen Entscheidung festhaltend, niemals die Streichung der Brücke in der Denkmalsliste beschließen wird. Der Denkmalmrat tut als unabhängiges Gremium seine Pflicht, und er hat für seine Überzeugung nachdrücklich einzutreten. Wenn der Denkmalmrat die Pliensaubücke aufgibt, gibt er sich selber auf.

Wenn ein Ministerium oder ein Kabinett über einen solchen erneuten Beschluß des Denkmalmrats hinweg-

gehen zu müssen und zu können glauben, so gerät dadurch nicht der Denkmalmrat in eine peinliche Lage. Zweifellos dürfte ganz überwiegend auch die öffentliche Meinung – und das nicht nur in Eßlingen – hinter dem Wunsche stehen, daß die Pliensaubücke gerettet wird.

Wenn Bund und Land bei der finanziellen Last mittragen helfen, die der Stadt allein nicht aufzubürden ist, dann lassen sich Pläne verwirklichen, die die Brücke weitgehend und in schönerer Gestalt erhalten, die zugleich die Verkehrsverhältnisse auf weite Sicht und von Grund auf sanieren und eine neue stadtplanerische Ordnung schaffen, deren sich die Gegenwart vor der Zukunft nicht wird schämen müssen – ein Werk, bei dem Tradition und Fortschritt sich die Hand reichen.

¹ Vgl. Georg Himmelheber. Die Pliensaubücke in Eßlingen, ein Bauwerk des 13. Jahrhunderts. Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Heft 1/1960. – ² Vgl. Rudolf Lempp. Steinbrücken in Württemberg aus alter und neuer Zeit. Schwäbisches Heimatbuch 1940. – ³ Vgl. Rudolf Lempp. Die Pliensau-Überführung in Eßlingen. Schwäbisches Heimatbuch 1928. – ⁴ Vgl. Goerd Peschken. Raub-Bau! Zur bevorstehenden Zerstörung der Eßlinger Pliensaubücke. Bauwelt Heft 12/1961.



Nur eine Scheuer?

Von Peter Haag

Die ehemalige herzogliche „Amts- und Festungsstadt“ Schorndorf ist nicht so reich an bedeutenden Bauten wie etwa Gmünd oder Eßlingen, die benachbarten einstigen Reichsstädte. Es fehlt die Vielzahl der Kirchen und Klöster, der Kranz stattlicher Bürgerbauten, der Schmuck der Türme und Tore. Andersartige Geschichte und so auch andere Wesensart ihrer Bürger haben zwei verschiedene Stadttypen in unserem Lande erstehen lassen. Der im Vergleich zu den Reichsstädten nüchtern-strengere Reiz unserer altwürttembergischen Städte, den es oft mehr zu suchen gilt, verdient aber gerade deshalb besondere Aufmerksamkeit und sorgliche Pflege.

Der flüchtige Betrachter des Schorndorfer Stadtbildes sieht zunächst nur die spätgotische Stadtkirche, das auf dem schönen Marktplatz im Kranz der Fachwerkhäuser stehende Rathaus des 18. Jahrhunderts und, wenn er etwas mehr sucht, noch das festungsartige Schloß Herzog Ulrichs an der Südostecke der ehemaligen Stadtumwallung. Leicht aber übersieht er den umfangreichen Gebäudekomplex des ehemaligen Heiliggeist-Hospitals. Es hat den Anschein, als ob selbst viele Schorndorfer ob der Vernachlässigung, die die Spitalgebäude zum Teil in den letzten Jahrzehnten erfahren haben, vergaßen, welcher Wert in der Gruppe und in dem Platz liegt, den sie umschlie-

ßen und welch große Bedeutung einst der Spital für die Stadt Schorndorf hatte.

J. C. Rösler, der beste Kenner Schorndorfs schrieb im vergangenen Jahr (NWZ Schorndorfer Nachrichten vom 8. April 1960):

„Nächst unserem Marktplatz gibt es im Schorndorfer Altstadtbild keine solch geschlossene Raum- und Platzanlage mehr wie sie der Spitalhof darstellt. – Aus der Stadtgeschichte Schorndorfs ist der Heilgeist-Hospital nicht wegzudenken. So wie einst die Stadt in der Geschichte der Grafschaft und des Herzogtums eine nicht unbedeutende Rolle spielte, unter den altwürttembergischen Städten nach Stuttgart, Tübingen und Urach an vierter Stelle kam, so ist dem Spital seit seiner etwa 1420 erfolgten Gründung eine im sozialen und wirtschaftlichen Leben der Stadt gleich bedeutsame Stellung zugekommen. – Der Spitalhof mit seinen über dreieinhalb und zweieinhalb Jahrhunderte alten Gebäuden stellt ein Herzstück dar für die Stadtgeschichte Schorndorfs.“

Diese Gebäude aus dem 16. bis 18. Jahrhundert sind: Der hohe Fachwerkbau des eigentlichen Spitalgebäudes an der Palmstraße; die Spitalscheuer von 1680, an deren Südseite einst dicht vorbei die Stadtmauer verlaufen sein muß, oder die vielleicht sogar auf der Stadtmauer stand; das Meiereigebäude an der Archivstraße mit dem hohen massiven Erdgeschoß und dem schönen Fachwerkstock darüber; das Bindhaus, und die nicht mehr vorhandene Pfisterei. Dieses stattliche Bild einer großen städtischen Wohltätigkeitseinrichtung mit bedeutendem landwirtschaftlichem Besitz wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch ergänzt durch das noble Archivgebäude.

Trotz der nach Metern gemessen nicht großen Fläche des Innenhofes, den die Gebäude umschließen (der Vorhof beim Archiveingang mißt etwa 10×15 m, der nach einer sicher gespannten Einschnürung zwischen Meierei und Spitalgebäude beginnende eigentliche Spitalhof, senkrecht zum Vorhof liegend, etwa 20×30 m) wirkt dieser im ganzen doch erstaunlich geräumig. Seine und der umgebenden Gebäude wohlthuenden und menschlichen Proportionen schaffen einen Architekturraum von besonderer Qualität.

Dazu kommt die Bedeutung der Gebäude des Spitals, besonders der prächtigen Scheuer, im Stadtbild. Mit ihrem mächtigen Dach bildet sie ein notwendiges Zwischenglied zwischen Kirche und Rathaus einerseits und dem Schloß andererseits (vgl. Luftbild). Außerdem bildet die Spitalscheuer im südöstlichen Teil des Altstadttrands die notwendige Zäsur gegenüber der neueren maßstablosen Bebauung aus der Zeit der Jahrhundertwende.

Der bauliche Zustand aller Gebäude der Spitalgruppe ist trotz ihrer Vernachlässigung noch ein verhältnismäßig guter; nur die große Scheuer zeigte an ihrer nördlichen Wand und an der schön profilierten überkragenden Südostecke seit etwa 15 Jahren bedenklichere Risse. Das große Gewicht des mächtigen Dachstuhls war für diese Mauerteile wohl von jeher etwas zu schwer. Deshalb wurde seit Jahren von der Notwendigkeit des Abbruches der Spitalscheuer gesprochen. Die Stadtverwaltung glaubte seit etwa zwei Jahren eine akute Einsturzgefahr zu erkennen und wollte die hieraus sich ergebende Verantwortung nicht länger tragen. Die Spitalscheuer wurde deshalb im letzten Herbst, wie weiter unten noch im einzelnen zu berichten ist, abgebrochen.

Es wurde früher schon – und besonders in jüngster Vergangenheit – immer wieder die Anregung gegeben, sich doch vor einem überstürzten Abbruch zu überlegen, welchem neuen Zweck die geräumige Gebäudegruppe im ganzen und die Scheuer im besonderen zugeführt werden könnte. Durch seine ideale Lage bot sich der Spital an als das zukünftige Kulturzentrum einer schnell wachsenden Stadt. Es wurde vorgeschlagen, in die Spitalscheuer, um die es ja zunächst ging, in 5–10 Jahren nach dem Vorbild anderer Städte einen mittelgroßen Saal mit Platz für 4–500 Personen einzubauen, oder die Scheuer später für museale Zwecke auszubauen. Es wäre nicht notwendig gewesen, dieses Programm im einzelnen jetzt schon genau zu fixieren; wichtig wäre allein gewesen, zu erkennen, welche schönen Möglichkeiten für die Scheuer im einzelnen und für den Spitalkomplex im ganzen gegeben waren. Diese vorausschauende Planung hätte die Zerstörung der Scheuer verhindern können. Es hätte sich von selbst ergeben, dann die Scheuer für die nächsten zehn Jahre mit einem verhältnismäßig geringen Aufwand behelfsmäßig zu sichern. Selbstverständlich war jedem Einsichtigen klar, daß bei dem gegebenen baulichen Zustand, vor allem bei dem sehr schweren, komplizierten Dachstuhl, die Neuverwendung den teilweisen Neubau, einen leichteren Dachstuhl in der alten Form und einen ganz anderen modernen Ausbau notwendig gemacht hätte. Man hätte dabei die Hofseite weitgehend verglasen können, hätte aber im Interesse des Stadtbildes sich der notwendigen aber besonders reizvollen Aufgabe unterziehen müssen, den Umriss und die geschlossene Form des Gebäudes und das gegebene Zusammenspiel der alten Werkstoffe im Süden und Osten zu erhalten. Die Aufgabe hätte die Möglichkeit geboten, eine dem Charakter der Örtlichkeit entsprechende Gestaltung zu wählen, die den



Schorndorf von oben

Aufnahme Luftverkehr Strähle

Bau vorteilhaft abgehoben hätte von der heute landauf landab entstehenden Massenware.

Leider stellte die Stadt bei einem statischen Gutachten, das sie fertigen ließ, die Aufgabe so, daß für die Erhaltung der ungenützten Scheuer sofort sehr hohe Kosten entstanden wären. Deshalb lehnte der Gemeinderat die Durchführung der Maßnahme ab.

Der nochmalige Vorschlag, die Sicherung der Scheuer vorläufig nur behelfsmäßig in Holz für einige Jahre vorzunehmen, nur so lange, bis man sich über ihre zweckmäßige Wiederverwendung und die sich hieraus ergebenden sinnvollen Umbauarbeiten klar geworden wäre, fand wiederum keinen Anklang, obwohl die Kosten für diese Maßnahme höchstens die Hälfte der inzwischen entstandenen Abbruchkosten betragen hätten.

Der endgültige Beschluß zum Abbruch der Scheuer wurde gefaßt. Durch das Eingreifen des Denkmalamts sollte dann noch eine Kompromißlösung erreicht werden: die südliche und die östliche Mauer sollten stehenbleiben, um wenigstens den Hofraum nicht völlig aufzureißen, und um diese Teile wieder später

benützen zu können; der brauchbare Teil der alten Dachziegel sollte zur Wiederverwendung gelagert werden, und, wenn möglich, auch ein Teil des wundervollen eichenen Bauholzes.

Aber es kam alles ganz anders: Am 5. Oktober 1960 konnte die örtliche Presse triumphierend berichten: „bei der Hospitalscheuer fliegen die Fetzen“. So war es auch. Nach einem Tag schon bildeten etwa 12 000 mit Rechen vom Dach geschobene Dachplatten im Hof große Scherbenhaufen; ohne die Verbände des Dachstuhls sinnvoll zu lösen, um ihn richtig abbauen zu können, wurde eine Motorwinde angesetzt und alles zusammengerissen. Bei dieser rücksichtslosen Zerstörung wurden natürlich zwangsläufig die Mauern so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß auch sie zusammenstürzten. Nach drei Tagen war die Hospitalscheuer nur noch ein einziger Trümmerhaufen. Große Stapel besten Eichenholzes wurden als Abfallholz verkauft, viele Fuhrn schöner Werksteine verschwanden spurlos in Feldwegen und Auffüllplätzen. Ein großes Loch gähnte, und der schöne Spitalhof war endgültig zerstört.

Aber ein „Bauplatz“ war gewonnen! Sofort kamen Vorschläge: ein „dem alten Stil angepaßtes Schulhaus“, eine Schwimmhalle, eine Markthalle, ohne Rücksicht auf die noch stehenden Gebäude.

Und die Lust am Abbrechen war offenbar geweckt. Wenige Tage später wurde erklärt, auch die benachbarte Meierei müsse abgebrochen werden. Aber glücklicherweise folgte dem ersten Verhängnis dieses zweite nicht nach. Die angeblich auch so baufällige Meierei steht heute noch und wird inzwischen für städtische Ämter ausgebaut.

Warum dieser Bericht? Es könnte gesagt werden, diese Angelegenheit habe nur örtliche Bedeutung: „leider“ sei eben ein reizvoller Platz und eine Gebäudegruppe von großer städtebaulicher Schönheit und Bedeutung zerstört worden, „leider“ sei es nun eben nicht mehr möglich, die Gebäudegruppe sinnvoll einem neuen Zweck zuzuführen.

Trotz, oder gerade wegen des Mißerfolges der wenigen, die sich in Schorndorf vergebens für die Erhaltung der Scheuer einsetzten, sollen alle sich verantwortlich Fühlenden wenigstens in anderen Städten unserer Heimat Verwaltungen und Gemeinderäten um so eindringlicher vor Augen halten, welche Verantwortung sie für die Erhaltung ihrer Stadtbilder tragen, und es muß ihnen gleichzeitig immer wieder

gesagt werden, daß die Erhaltung solcher Gebäude keine romantische Altertümelei ist, sondern eine echte kulturelle Aufgabe, die ein Gegengewicht gegen die allgemeine Verflachung, Vermassung und Nivellierung darstellt. Vor 80 Jahren wurden in Schorndorf wie in manchen anderen Städten die Stadtmauern und die Stadttürme niedergelegt, angeblich weil sie der Entwicklung der Stadt im Wege standen. Heute würde es niemand mehr einfallen, dies zu tun. Auch der Abbruch der Spitalscheuer wird niemandem Dank eintragen, auch er wird in Bälde als großer Verlust an baulicher und kultureller Substanz empfunden werden. Zum anderen muß immer wieder darauf hingewiesen werden, welche reizvolle Möglichkeiten der Ausbau solcher alten Gebäudegruppen für öffentliche Zwecke bietet, es gibt ja hierfür schöne Beispiele. Es entstehen dabei besonders glückliche Räume, die ihre lokale Besonderheit haben und die eine nicht zu unterschätzende Wirkung auf die Bürgerschaft ausüben können. Oft wird gegen die Erhaltung solcher Bauten mit phantastischen Baukosten argumentiert. Die Erfahrung lehrt aber doch, daß die aufwendige Art des Bauens, wie sie heute bei Neubauten üblich ist, eher teurer ist, als im Stadtbild wichtige alte Bauten wiederherzustellen, die sinnvoll einem neuen Zweck zugeführt werden können.

Von der Leinweberei, besonders im Altschwäbischen

Von Max Lohß

Mit 12 Abbildungen, darunter 5 Aufnahmen vom Verfasser, 2 von Pfr. A. Leopold

Die Technik des Webens ging aus der des Flechtens hervor. Man hat geflochtene Zeuge in den neolithischen Pfahlbauten der Schweiz gefunden, die so tadellos ausgeführt waren, daß nur Fachleute sie von gewobenen unterscheiden konnten (Abb. 1). Auch die Sprache bewahrt die Erinnerung an das Verhältnis Flechten $\times$ Weben; zur indogermanischen Wurzel *we* = weben gehört gotisch *gawidan*, althochdeutsch *wetan* = binden, schwäbisch *a(n)wä'e'de'* = einjochen, d. h. den Jochriemen um die Hörner der Rinder schlingen; dazu althochdeutsch *wat*, *gi-wati* = Kleidung und hierzu die alte Form = *Lein-wat* = Leinwand (S. H. 1960; 5. S. 175; Wortformen bei 6). Der Fortschritt vom Flechten zum Weben besteht darin, daß der Durchschuß nicht mehr von der Hand zwischen den einzelnen Kettenfäden durchgeführt, sondern eine Gruppe Kettenfäden gleich-

zeitig herausgehoben und so ein „Fach“ gebildet wird, durch das der Durchschuß leicht gleiten kann. Hierzu ist eine besondere Vorrichtung nötig: der Webstuhl. Vorgeschichtlich ist ein solcher nicht vollständig erhalten, nur einzelne Bestandteile aus Ton und anderen haltbaren Stoffen, namentlich Webstuhlgewichte, sogenannte Zettelstreckern, Spulen, Weberschiffchen aus Knochen (Abb. 2). Ferner stellte man im Pfahlbau von Robenhausen (bei Wetzikon am Pfäffikersee, Kanton Zürich) Teile vom Holzgerüst fest. Uns Baden-Württembergern sind ja die von Hans Reinerth (Urgeschichtliches Institut der Universität Tübingen) für die Pfahlbauten von Unteruhldingen rekonstruierten zwei senkrechten Webstühle wohl bekannt; der primitivere aus der Steinzeit um 2200 v. Chr. mit vielen Zettelstreckern und der schon wesentlich weiterentwickelte aus der Bronzezeit um

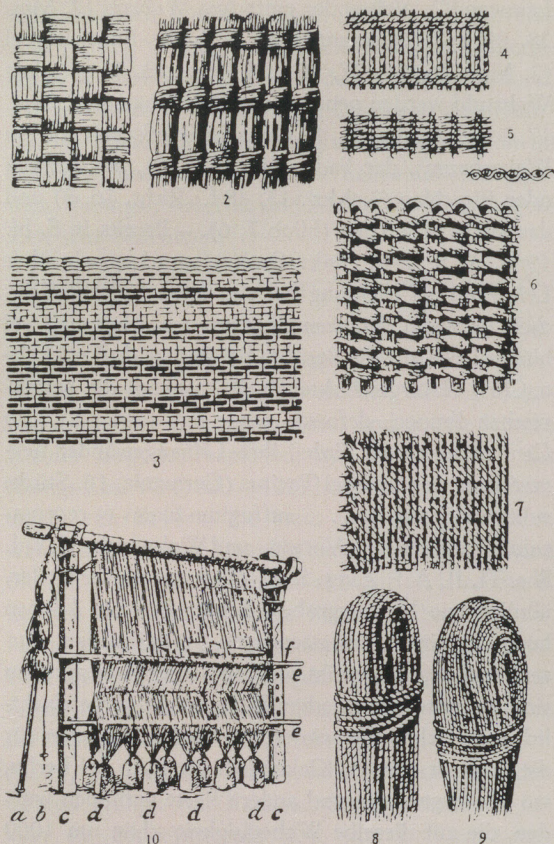


Abb. 1; 1-9. Schnüre, Geflechte und Gewebe aus neolithischen Pfahlbauten, besonders aus Robenhausen Fig. 10. Der noch heute auf dem Lande in Skandinavien gebräuchliche Webstuhl als Spiegelbild des neolithischen (a die Flachs-Kunkel mit b der Spindel; c c das senkrechte Holzgestell des Webstuhls; d d die steinernen oder tönernen Webstuhlgewichte; e die Rippenstangen; f das ruderförmige Weberschiff). Forrer, Tf. 53

1100 v. Chr. In dem bis in die Neuzeit in Skandinavien auf dem Lande gebräuchlichen senkrechten Webstuhl dürfen wir die urtümliche Form des Webstuhls erkennen (siehe Abb. 1; 10). In fast kindlicher Weise ist eine Frau am senkrechten Webstuhl dargestellt auf einer aus der älteren Eisenzeit stammenden Graburne aus Ödenburg (siehe Forrer, Taf. 152; S. H. 1960, 5. S. 179); in ägyptisch stilisierter Form hingegen sieht man zwei Frauen bei der Arbeit am senkrechten Webstuhl auf einem Flachrelief von Beni Hassan (Forrer, S. 430, Fig. 325; vgl. Calwer Bibellexikon⁴, S. 718 Abb. 246). Nach der Anzahl der „Schäfte“ (Stäbe), mit denen je eine Gruppe Kettenfäden zur Fachbildung angehoben wurde, unterscheidet man zwei- und mehrschäftige Webstühle. Die Stoffuntersuchungen Karlins haben ergeben, daß sämtliche geprüften Gewebe aus vorgeschichtlicher Zeit zweischäftig gewebt sind, während die drei- und

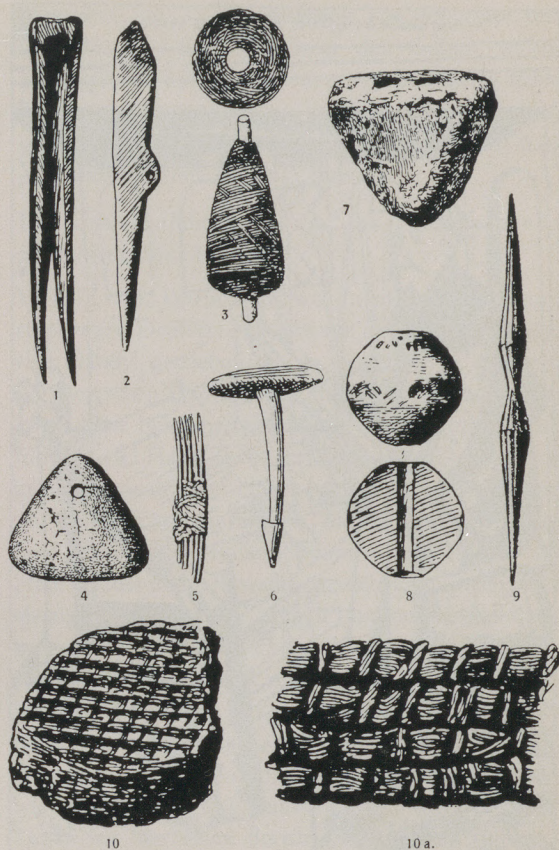


Abb. 2: Webe- und Wirkgeräte aus neolithischen Ansiedelungen

1 u. 2. Flachshechel und Weberschiffchen aus Knochen, beide aus dem Pfahlbau St. Blaise. – 3. Holzspindel mit aufgewickelter Faden, aus Pfahlbau Lüscherz. – 4. u. 7. Tönerner Zettelstrecker, 4 von Wangen, 7 von Brooke. – 5. Aus zusammengebundenen und zugespitzten Rippen gebildete Hechel von Robenhausen. – 6. Hölzerner Strickhaken aus dem Bronzezeitpfahlbau Möriegen. – Tönerner Spinnwirtel von Stützheim. – 9. Knöchernes Wirkgeräte von Sutz. – 10. Tonfragment von Stützheim, mit Abdruck einer Bastgeflechtmatte. – 10 a. Wiedergabe dieser nach einem Abdruck aus dem Tonstück Fig. 10. Forrer, Tf. 51

vierschäftigen sich erst mit der römischen Kultur in Europa verbreiten und die sechsschäftigen vereinzelt schon in der römischen Kaiserzeit, hauptsächlich aber in der Wikingerzeit vorkommen. – Um den Durchschußfaden in seiner ganzen Länge bequem durch das Fach hindurchzubringen, wird er auf das Weberschiffchen aufgewickelt; andere vorgeschichtliche als das bereits obengenannte aus Robenhausen haben aus gebranntem Ton die Form einer Spule mit Endscheiben, die das Abgleiten des Garns verhindern, und bei einer entwickelteren Form ist eine der Scheiben zum Durchführen des Fadens durchlocht, wodurch dessen Lockerung während der Arbeit erschwert wird.



Abb. 3: Mittelalterlicher Webstuhl (nach dem Mendelschen Hausbuch um 1385); die Webgeschirre hängen an 2×2 Rollen; l. Hand an der Lade, r. Hand mit dem „Schützen“ (Schiffchen); neuartig die (barfuß bedienten!) Tretschemel; l. vorn Garnknäuel; bei uns im S. in Strängen

Schon in den ältesten Gräbern Ägyptens wurden Leinwandgewebe gefunden, deren webetechnische Vollkommenheit seit langem die Bewunderung aller Betrachter erregt hat. Seitdem die Expedition des Metropolitan-Museums (New York) im Grabe des Mehenkwetre bei Theben das Modell einer Spinn- und Webstube gefunden hat, steht einwandfrei fest, daß in Ägypten neben dem senkrechten Webstuhl auch der waagrechte mit Vorder- und Hinterbaum benutzt wurde; in späterer Zeit kam auch schon der Trittwebstuhl auf; dieser bei uns auffallend spät bezeugt (s. Abb. 3); Näheres bei Werth, Grabstock, Hacke und Pflug, 1954, S. 222 f. und Karte IX, Areal des hack-baulichen Griffwebstuhls und Areal des pflug-baulichen Trittwebstuhls; Text S. 59.

In Palästina war das Weben meist Sache der Frauen (1. Sam. 2, 18; 2. Kön. 23, 7; Spr. 31, 22 f.), aber auch der Männer (2. Mos. 28, 3 f. „gezwirnte weiße

Leinwand“). Neben der einfachen Weberei (2. Mos. 28, 39 und 42) kannte man auch die Buntwirkerei (2. Mos. 26, 36; 37, 16 und öfter; 28, 31 f.). Vom Webstuhl werden genannt der Weberbaum (1. Sam. 17, 7 und 2. Sam. 21, 19 Goliaths Speißschaft wie ein Weberbaum), der Faden (Jes. 38, 12), der Aufzug oder Einschlag (3. Mos. 13, 48 f.; Richt. 16, 3) und das Weberschiffchen (Hiob 7, 6). – Bereits in S. H. 1960, 5. S. 170, (linke Spalte) sprachen wir über Leinwand als Kleidung bei den alten Indern, Griechen (Homer), Römern, Iberern u. a. Nochmals sei hingewiesen auf die Berichte bei Plinius d. Ä. (23–79 n. Chr., Naturgeschichte 19, 9); wonach die germanischen Frauen: defossae atque sub terra, d. i. „in Gruben unter der Erde“ ihre Leinengewänder hergestellt hätten und bei Tacitus (Germania, 16. Stück; subterraneos specus . . . suffugium hiems et receptaculum frugibus . . . „Vorrats- und Wohngruben“. Vgl. Bhs. Tf. II, A 1, Zang; S. 41 oben; primitiver Keller, ähnlich wie Vorratsgrube). Beider Berichte können heute in einem umfassenderen geschichtlichen Zusammenhang eingereiht werden; denn Wohngruben sind im mitteleuropäischen Raum schon vorgeschichtlich mehrfach nachgewiesen, so von L. Rüttimeyer für die Schweiz, von A. Kiekebusch für Buch bei Berlin, wo Webergewichte und andere Reste gefunden wurden, die auf dieselbe Webetätigkeit schon um 1000 v. Chr. schließen lassen, von der Plinius berichtet; auch was Rüttimeyer „von der prähistorischen Zeit bis ins 13. Jahrhundert nachgewiesen“ hat, findet seinen natürlichen Fortgang bis zum Anfang unseres Jahrhunderts in der „Tunk“ auf der Schwäb. Alb (s. unten S. 68); schade, daß man das bei aller altphilologischen Akribie bei uns so spät erkannt hat!

Wir haben gerade für die „Schwäb. Heimat“ ein ganz vorzügliches, kleines Meisterwerk geschichtlicher Darstellung in den württembergischen Jahrbüchern von 1854; Sonderdruck 1855 von Prof. K. W. Volz. „Beiträge zur Geschichte der Leinwandfabrikation und des Leinwandhandels in Württemberg, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, aus zum Theil noch ungedruckten urkundlichen Quellen“. Wir sind es dem umsichtigen Verfasser schuldig, seinen für uns maßgeblichen Ausführungen auf längerem Wege zu folgen. S. 4, 2: „Jahrhundertlang blühte Deutschlands Linnenindustrie, gehoben durch den Fleiß und die Geschicklichkeit der Spinnerinnen und Weber und geschützt durch die gewissenhafte Aufsicht der Obrigkeit, welche durch ihr Schaugericht für untadelhafte Waare nach Stoff und Bearbeitung sorgte. Selbst das stolze England kleidete sich in deutsches Linnen (noch 1696 wurde für 1 Million Thaler Leinwand von Bre-

men aus nach England ausgeführt; ja, es gab eine Zeit [1651], wo englische Wolle von württembergischen Webern verarbeitet wurde) . . . Der Umstand, daß in wärmeren Ländern die Leinwand unentbehrlich ist, erhielt die deutsche Leinwandfabrikation im Schwung, und der Handel mit Leinwand nach Spanien, Portugal, Amerika und Afrika war noch längere Zeit sehr bedeutend."

Seltenheit und Kostbarkeit der Leinwand in alter Zeit

(S. 7): „Im ganzen Mittelalter ist ein gewisser Mangel an Leinwand öfters bezeugt. Geschichtsschreiber führen es als eine Seltenheit an, daß die heil. Segolina im 8. Jh. ein leinenes Hemd und andere leinene Kleider trug. In Frankreich war die Gemahlin des Königs Karl VI. (1380–1422) Isabella, eine geb. Prinzessin von Bayern, die erste und einzige Person, welche 2 (!) leinene Hemden hatte. Selbst angesehene Herren u. Frauen schränkten sich auf 1 Hemd ein u. mußten so lange im Bette liegen bleiben, bis das Hemd gewaschen und getrocknet war. Zu König Jakobs Zeiten (um 1600) gingen in England nur Gräfinnen im Hemde zu Bett. Ebenso groß war vielfach der Mangel an Bett- und Tischweißzeug."

(S. 17, 2) „Als die Gräfin *Anna v. Wirtenberg* den Grafen Philipp von Katzenelnbogen heirathete, bekam sie zur Aussteuer u. a. nur 6 Tischtücher, 12 Zwehlen und 3 Paar größere Leilache. Im Ausgabebuch des Hofintendanten für die Ausstattung der Erzherzogin Katharina von Oestreich heißt es u. a.: Item meiner Frawen Gnaden „Leyneins“ zu tisch-tüchern und handtüchern und padtüchern 2 stuckh guter welischer Leymbat . . . aber 10 ellen weiße Leymbat . . ."

(S. 18, 2) „Zur Zeit der *Hohenstaufen* hatten die Italiener noch schlechte, schmutzige Kleider, meist von grober Wolle, später von Baumwolle. Durch den lebhaften Verkehr mit Deutschland kam mehr Leinwand nach Italien; die Kleidung wurde reinlicher und selbst die Krankheiten, die um diese Zeit so heftig wütheten, wurden dadurch allmählich vermindert. Dagegen kam aus Italien nach Deutschland die reinliche Sitte der Nastücher, die daher noch jetzt in einigen Gegenden Süddeutschlands, wie in der ganzen Schweiz „Fazenetlen“ vom Italienischen „fazzoletto“ heißen . . . Nach einer Chroniknachricht kam unter Heinrich II., König von England († 1180), die Sitte auf, natürlich erst bei Hofe, sich die Nase nicht mehr auf den Aermel zu wischen."

(S. 12) „Feine Leinwand war nicht selten ein Gegenstand, den Fürsten einander schenkten. Heinrich der Löwe machte dem griech. Kaiser auf seiner Reise nach

Jerusalem (1172) ein Geschenk von Scharlach und der feinsten Leinwand. Unter den Gaben, welche *Eberhard im Bart v. Württemberg* bei seiner Erhebung zur Herzogswürde (Frühj. 1495 in Worms) von allen Seiten erhielt, schenkte Mömpelgard u. a. „vñhl hübsche und subtile Leinwath“."

Die Leinwandfabrikation und der Leinwandhandel in Süddeutschland

Vom 11.–13. Jahrhundert war Leinwand die Hauptstapelware Deutschlands, womit der meiste auswärtige Handel getrieben wurde. Schon 1391 schickten die Deutschen Flachs, Hanf und Leinwand nach England. Man behauptete, daß die ganze übrige Welt nicht so viel Flachs hervorbrachte, als in Deutschland gezogen wurde. Die Hansa versah noch im 15. und 16. Jahrhundert Norwegen, die Niederlande, England, Frankreich, Italien, Spanien und Afrika mit Hanf, Flachs und Leinwand; an mehreren Orten hatte sie eigene Lagerhäuser, z. B. in London die Guildhall, in Venedig ein eigenes Haus: *il Fontego di Tedeschi*. Am meisten blühte die Leinenindustrie in den Niederlanden, Westfalen, Schlesien, Süddeutschland; hier blühte die Leinwandfabrikation hauptsächlich in Augsburg, Ulm, auf der Schwäb. Alb, am Bodensee, wie überhaupt in Württemberg.

Legen wir hier einen Bericht ein von dem süddeutschen Chronisten *Sebastian Franck* (1499–1542; er lebte u. a. in Straßburg, Eßlingen und Ulm): „Die Schwaben machen ganze Mengen von Barchenttüchern und Leinwand; Frauen und Mägde, Männer und Knechte spinnen und weben und man macht namentlich in Ulm und Augsburg nicht nur gewöhnliche Leinwand, sondern auch Golschen (s. u.), Spinet, Köllisch, Sammet, Seide, Atlas, Estamet, Angersten, welches und niederländisches Tuch und Paret. All das führt man nach Frankfurt, Leipzig, Nördlingen und andern Handelsplätzen."

(Weiter bei Volz, S. 22) „Der Hauptmarkt für den Leinwandhandel in Schwaben war vom 14.–17. Jh. *Ulm*, wozu es durch seine geographische Lage, mitten in Schwaben, an einem schiffbaren Strome, von 7 Hauptstraßen durchschnitten, vorzüglich bestimmt zu sein schien. Schon 1310 waren die Ulmer Bleichen berühmt, und Felix Faber († 1502) berichtet, daß ohne die gefärbten Webereien jährlich 60,000 Stücke abgebleicht wurden. Noch älter waren die Färbereien in Ulm. Schon auf römischen Monumenten findet man: *negotiatores artes purpureae*. Die Ulmer Färbereien wurden von vielen oberschwäbischen Städten zum Färben beschickt. Man machte in Ulm gewöhnliche Leinwand von verschiedener Feinheit, die theils

ungebleicht in den Handel kam, theils gebleicht, theils gefärbt wurde und Barchent . . . Damit nur preiswürdige Waare in den Handel kommen konnte, wurde schon 1437 eine eigene Commission ernannt, welche die Stücke untersuchen und mit dem Ulmer Zeichen versehen mußte. Zu dieser „Schowe der Golschen“ (s. Schwäb. Wb. IV, 582 unter „kölnisch“, kölsch u. a.) kam 1553 hinzu für die Prüfung der feineren Leinwand „die Schowe der Leinwandstuckh“. Die Untersuchung geschah von besonders hierauf beidigten Webern. Die Schaumeister hatten die Oberaufsicht, die Einleger breiteten das Stück auf dem Meßtisch aus, der Fadenzähler durfte, wenn er's für gut fand, um genau zu zählen, Etwas vom Stück abschneiden und der Aufstoßer gab der Waare das geeignete Zeugniß, d. h. er drückte („stupfte“) den gebührenden Stempel (Stampf) auf. Die Controle war für jedes Stück sehr scharf; der kleinste Fehler wurde unnachsichtlich geahndet und jeder Betrug empfindlich bestraft; 1580 und selbst noch 1714 mußte es ein Weber mit dem Thurm büßen oder wurde 1745 um 4 fl. (damals viel!) gestraft, weil sein Stück 10 Fäden weniger hatte; 1585 wurden 6 Weber, „welche ihre 22er für 24er wollten stupfen lassen“, d. h. welche vor dem Schaugericht behaupteten, ihre Stücke haben 2400 Fäden in der Kette, während sie in Wirklichkeit nur 2200 hatten, des Landes verwiesen und sie mußten „uß der Statt und über den Lech geen“. Nach Verordnung v. J. 1568 „wurde die gewirkte und getruckte Leinwand der fremden Weber so an die Schaw nit schwören wollen oder so sich des Aids widern, hier in Ulm gar nit geduldet.“ Trotz der strengen Controle fügten sich nicht nur die Weber von Stadt und Land (Landweber, Gäuweber), sondern auch die aus den benachbarten Gebieten suchten um die Erlaubnis nach, ihre Waare „uff die Schaw nacher Ulm“ bringen zu dürfen, denn hiedurch fanden sie leichten und vorteilhaften Absatz; so schwuren 1566 auf die Ulmer Ordnung recht gern die Weber von Saulgau und die aus dem Amte Heidenheim, aus Giengen und die aus Laichingen. – Doch nicht bloß der Ulmer Stampf gab allenthalben dem Stücke einen großen Werth, auch die Ulmer Bleichen standen damals in hohem Kredit; auf sie wurden 1603 viele Stücke aus Passau und Straubing 1599 aus Leipzig, 1648 aus Memmingen, 1650 aus Immenstadt geschickt. – Mit dem Jahr 1813 verschwand die früher so segensreiche Leinwandschau ganz. Von da an ging der alte Kredit, den die „Tele d'Ulmo“ im Ausland genossen, weithin verloren. Beachtlich ist ferner, daß es in Ulm i. J. 1530 gegen 470 Webermeister gab, 1787 noch gegen 230, i. J. 1825 nur

noch 69. Fernerhin, daß die letzten Ulmer Meistersinger größtenteils aus der Klasse der Leineweber bestanden; ihre Fahne wurde in neuerer Zeit (i. J. 1839) auf den Liederkranz vererbt.“ – Um 1900 hat die Erzeugung von Leinwand in Ulm so gut wie aufgehört.

Hierzu noch aus der Oa.beschreibg. Ulm, 1836, S. 96: Die Hauptblütezeit der Ulmer Leinenweberei war die vom 14. bis ins 17. Jhdt. In dieser Zeit war Ulm der erste Platz der Leinenweberei und die Hauptniederlage des Schwäbischen Leinwandhandels. Noch jetzt (1836) heißt die Schwäbische Leinwand in der Handelswelt „Ulmer Leinwand“, während die Schweizer „Constanzer Leinwand“ genannt wird. Die Ulmer Lw. stand früher hoch über jeder andern Lw.; selbst der Schlesischen Lw. wurde der Ulmer Stempel aufgedrückt, um sie für Ulmer auszugeben. Die Lw. war $1\frac{1}{2}$ oder $1\frac{1}{4}$ Ellen (1 Elle = 61,4 cm) breit und hatte 1100 bis 3200 Fäden. Die Hauptrolle im Verkehr spielte der aus rohem, ungesottenem Leinengarn gewobene *Golschen*, der 1200 Fäden hatte, $1\frac{1}{2}$ Ellen breit und 66 Ellen lang war. – Besonders berühmt waren damals auch die „Ulmer Shecken“, eine buntfarbige Lw.

Streng getrennt, wie überall im Mittelalter, so auch in Ulm, waren die *Marner* = Grautuchmacher u. Loderer d. h. die Wollenweber (u. „Wollschläger“) von den Leinen- u. Baumwollwebern. Die Arten von Lw., welche jetzt (1836) hauptsächlich bereitet werden, sind die gewöhnlich glatte Lw., *Kölsch* (aus rohem oder gebleichtem u. blau gefärbten Leinengarn), farbige Lw., Federritte (auf der einen Seite haarig).

Oa.beschreibung (2. Bearbtg.; v. J. 1897, I, 152 fg.): Neben der Lw. u. das Wolltuch tritt seit dem Anfang des 14. Jhdts. in zunehmendem Maße der *Barchent*, ein Gewirk aus leinener Kette (= Zettel) und baumwollenem Einschlag u. bildet sich infolge der zunehmenden Einfuhr von Baumwolle aus Venedig rasch zum herrschenden Gewerbe der Stadt heraus.

Als reizvolles Dokument für die altberühmte Leinenstadt ist im Bogenfeld des Westportals (um 1400) am Ulmer Münster neben dem hackenden Adam dargestellt: die spinnende Eva mit Spindel neben der Kunkel.

(S. 33, 3) „Auch auf andere Städte Schwabens verpflanzte sich die Leinenweberei von Ulm aus, so nach *Eßlingen*, die Städte in Oberschwaben und am Bodensee nahmen lebhaften Antheil an dem Leinwandhandel nach Italien und Spanien; ebenso blühte in *Konstanz* die Leinenweberei; der Handel von dort wurde ausgedehnt bis Avignon, Brügge, Antwerpen. Ebenso hatte *Ravensburg*, wo der Flachs- und Hanf-

bau sowie die Leinwandbereitung mit der bedeutenden Linnenpapier-Fabrikation, die hier die Gebrüder Frick und Hans Holbein erfunden und schon 1301 betrieben wurde, bedeutenden Antheil am Leinwandhandel und stand in direkter Verbindung mit Venedig, wo es eine Kommandite (Filialhandlung) hatte, und Mailand. In Ravensburg bestand einst ebenfalls eine Leinwandschau. Nicht minder wichtig war die Leinwandfabrikation der Reichsstadt *Biberach*. I. J. 1508 waren über 400 Webstühle in Tätigkeit, besonders war die Barchentweberei bedeutend. I. J. 1837 waren nur noch 62 Webstühle im Gang, darunter 6 für Bildweberei.

Schon in der ersten württ. Zollordnung von 1462 kommt die Lynwat vor nebst Barchet, Zwilch, Kölsch, röt (Krapp), Bapyer (Papier). Für den westl. Theil von Württ. war schon frühe *Calw* ein Hauptleinwandmarkt. Diese Stadt, zugleich der Hauptsitz der Wollenweberei, verschickte Leinwand (nebst Kattun, Kölsch und Trilch) in großen Lieferungen nach Frankreich und Italien, und über St. Eustach und Thomas nach Westindien. Ein Theil ihrer Waare ging nach Frankfurt/M., wo der Erlös in jeglicher Messe 30,000 fl. betrug.

Auch in *Stuttgart*, Stadt und Amt, wurde die Leinweberei stark betrieben; i. J. 1462 wird zuerst eine Bleiche in Stuttgart angeführt. . . . Zu Anfang des 16. Jahrh. gab es in Stgt. schon Großhandlungen in Leinwand. Als zu Anfang des 19. Jh's. die Einwohner von Bothnang das Bleichen stark zu treiben anfangen, ging die Stgt. Bleiche nach und nach ein, zumal da anderswo, namentlich in Urach, wohlfeiler gebleicht wurde; i. J. 1520 wurden zur Beurtheilung der Leinwand 2 Leinwandschauer aufgestellt, 1562 noch ein dritter dazu. Die Leinweber in Stadt und Amt Stgt. bildeten eine Zunft. – Schon um 1600 herrschte, obwohl die württ. Leinwandmanufaktur schon sehr blühend war, das unpatriotische Vorurteil, daß man seinen Bedarf aus dem Ausland bezog. Selbst der gutmütige Herzog Ludwig v. Württ. bezog bei dem Prunkfest seiner Hochzeit die Leinwand aus Flandern. Nikodemus Frischlin erwähnt bei der Beschreibung der Vermählungsfeierlichkeit (1577) u. a. italienischen Purpur, schön gefärbte Londoner Wollzeuge und zarte flandrische Leinwand.“

Die Leinwandweberei und die privilegierte *Leinwandhandlungscompagnie* in Urach unter Friedrich I., Herzog von Württemberg.

„Einen neuen Aufschwung nahm die Leinwandweberei in Württemberg unter Friedrich I. (geb. 1557; reg. seit 1593, † 1608). Da von den Ulmern, Augsburgern, Memmingern eine große Menge rohen Stoffes und gesponnenen Garns aus dem Lande geführt wurde, dagegen viel fremde Leinwand, Barchent, Kölsch, etc. hereinkam, so beschloß Herzog Friedrich, in seinem eigenen Lande eine Weberei und einen Leinwandhandel zu gründen. Wahrscheinlich ging er mit diesem Gedanken schon damals um, als er von König Jakob von England den Orden des blauen Hosenbandes erhielt; denn als er den Gesetzen des Ordens gemäß zu London sich eine Zunft wählen mußte, ließ er sich in die der Leineweber einschreiben. Friedrich sah wohl ein, daß er sein Vorhaben besser in einer weniger fruchtbaren Gegend aufzuführen imstande wäre, und wählte dazu wegen der Nähe der besonders flachsreichen Alp die Stadt Urach, wo er i. J. 1599 auf eigene Kosten 29 Häuser, jedes für 2 Familien, erbauen und zugleich die Bleiche durch Erkaufung einiger Grundstücke anlegen ließ. Er hatte schon 1585 im neuen Bürgeramt eine Zunft von Leinwebern aufgerichtet. Nun errichtete er auch zu Urach und im folgenden Jahr zu Stuttgart und Schorndorf solche Zünfte, in welche auch andere Leineweber von anderen Städten und Aemtern gezogen wurden. Die Sache nahm einen guten Fortgang. Friedrich errichtete in Urach eine großartige Weberei von Leinedamast und von glatter Leinwand, „beschrieb“ mehrere Webermeister aus der Schweiz und aus Schlesien und stiftete die obengenannte *Leinwandhandlungscompagnie*. Der bei der Fabrik nöthige Flachs ist meistens württembergischer; nur im Fall eines Mißwachses holt man das Fehlende aus Brabant. Die Stückweber in den Aemtern Urach, Münsingen, Kirchheim, Neuffen, Pfullingen müssen ihre Waare zuerst der Gesellschaft zum Kauf anbieten. Mit diesen und den Kundenwebern mag sich die Anzahl der Webermeister immer auf 500 (i. J. 1603 waren es schon 800) belaufen, ohne die große Menge der Gesellen und Lehrjungen. Die Meister sind lauter Württemberger, bei Anfang der Fabrik waren es Schlesier. Unter den Gesellen hingegen sind viele Ausländer, wie denn durch eine Markgräflin Baden'sche Verordnung denjenigen Webergesellen, welche nach Schlesien oder Urach wandern, ein Jahr der Wanderschaft nachgelassen wird. Im Lande selbst verkauft die Gesellschaft wenig; hingegen in die rheinischen Länder, nach Frankreich, Spanien und von da nach Westindien, wird eine große Menge weiße, nach Italien und der Schweiz aber ungebleichte Leinwand geschickt. Die Compagnie besuchte von allen Messen nur die Straßburger Johannismesse, verschickte die Leinwand von Haus aus und hatte also keine Niederlagsorte nöthig; bei gutem Geschäftsgang

war ihr Gewinn bedeutend. I. J. 1788 wurden durch die Uracher und Heidenheimer Leinwandhandlungsgesellschaft 2,254 236 Ellen Leinwand außer Landes verkauft, was, die Elle zu 15 Kr. gerechnet, die Summe von 563,559 fl. ausmachte, eine Summe, die sich später in den Kriegszeiten sogar noch erhöhte. Im Jahr 1786 hatten Antheil an der Compagnie die Kommerzienräthe Friedr. Heinr. und Christ. Jak. Rheinwald, Luwig und Friedr. Vischer. Eben diese Herren führten zu *Laichingen* bei ihrem Handel mit ungebleichter Leinwand die Fa. Rheinwald u. Vischer. Der Leinwandhandel genoß infolge der strengen gehandhabten Schau lange des ungetheiltesten Vertrauens im In- und Ausland. – 1793 gab die Leinwandhandelscompagnie ihre Privilegien selbst auf und der Leinwandhandel wurde außerdem empfindlich getroffen durch die Continentsperre (1806), sowie durch die Ueberfluthung mit wohlfeilen baumwollenen Stoffen. Trotzdem gedieh der Leinwandhandel weiter in Urach und Umgebung und wurde betrieben von Handlungen daselbst, sowie in Ehningen und Metzingen, auch von einzelnen Webern. In der Stadt Urach allein wurden jährlich 7–8000 Stück Lw. zu 66 Ellen und in einem Werth von 140,000 bis 160,000 fl. in das Ausland versendet. In *Blaubeuren* hob sich der Lw.handel in dem Maß, wie er in Ulm abnahm (Oa.beschr. v. J. 1830). Noch bedeutendere Geschäfte als in Urach machten im Lw-Handel in Blaubeuren die Handlungshäuser Lang & Butzhuber, deren Verkehr noch jetzt (um 1850) einer der ausgedehntesten in diesem Zweig und für ganz Württemberg von Wichtigkeit ist. Um 1800 betrug der Umsatz ca. 6000 Stücke (à 60 Ellen) jährlich; i. J. 1830 wurden hingegen 25–30,000 St. (à 18 fl. gerechnet), also rd. $\frac{1}{2}$ Million fl. in Umlauf gesetzt. Im O.A. Blaubeuren wurden hiervon $\frac{1}{3}$ produziert, das Weitere bes. in den O.Aemt. Münsingen, Urach, Ulm, Geislingen u. Heidenheim, $\frac{1}{6}$ kam aus Bayern. Das O.A. Blaubeuren zählte 1830 schon 378 Leineweber mit 211 Knappen, wovon ca. die Hälfte in Stück- oder Handelsweben, die andere in Kundenweben bestand. Nach Memmingers Beschreibung von Württg. v. J. 1841 betrug die Ausfuhr an Leinwand . . . 11,938 Ztr. à 130 fl. = 1,551,940 fl. Nach einer Berechnung von Breunlin (Hohenh. Wochenblatt 1834, Nr. 14) belief sich der Verbrauch an Leinwand in Württ. i. J. 1833 dem Geldwerth nach auf ca. 9 Mill. Gulden. Von dieser Summe kommen 3,9 Mill. fl. auf die Produktion und die Verarbeitung des Flachses bis zum Spinnen, was also den Flachsbauern zugut kommt; 3,9 Mill. fl. auf den Spinnlohn, und 1,1 Mill. fl. auf den Weberlohn.

Es handelt sich also um eine Summe, die den jährlichen Staatseinkünften gleichkommt und die in viel tausend Quellen den Unterthanen zufließt.

Den 27,800 Leinwebstühlen in Württg. um 1850 würden 278,000 Spinner entsprechen. Da jedoch in sehr vielen Familien die Hausfrauen, Kinder und Dienstboten ihren Garnbedarf selbst spinnen, so möchte die Hälfte, mithin eine Zahl von 139,000 Menschen genügen, welche um Lohn, d. h. ums tägliche Brot, spinnen.

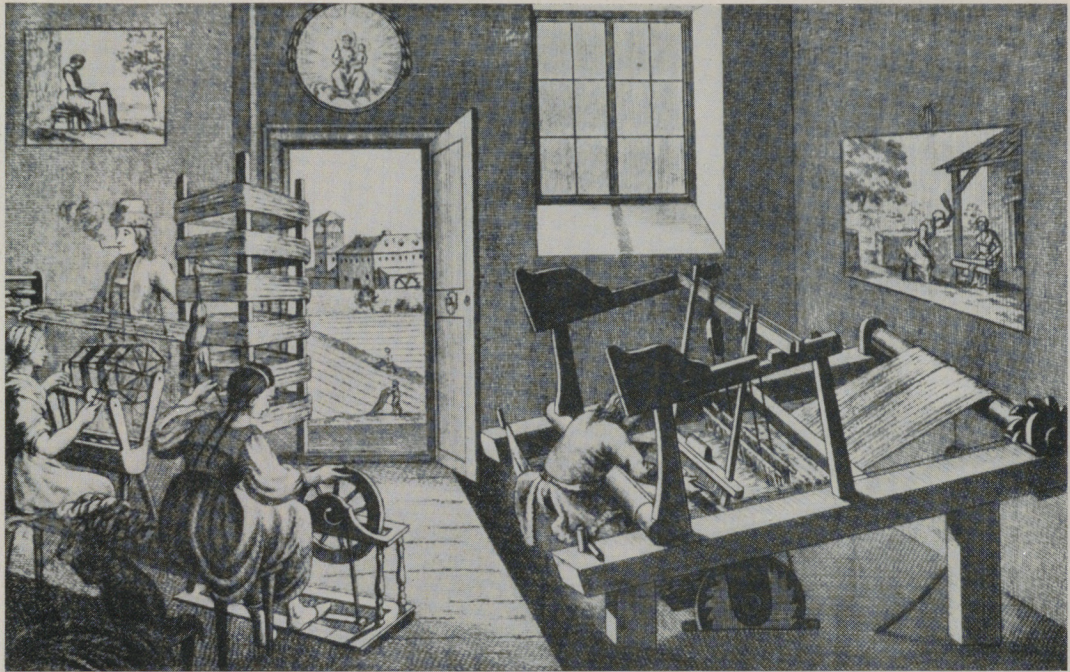
I. J. 1820 hatte Württg. 17,492 Leineweber (Meister) und 2805 Gesellen. Die Meister theilten sich in 1. Stückweber und 2. in Kunden- oder Lohnweber, d. h. solche, die 1. Stücke von bestimmter Größe (ein ganzes Stück zu 66 Ellen, ein halbes St. zu 33 E.) auf den Verkauf woben, und 2. solche, die für andere Meister um Lohn oder für die Haushaltungen arbeiteten.

I. J. 1832 waren es an gewerbsmäßigen Webern (d. h. ohne diejenigen, die nur ihren Hausbedarf verfertigten) Meister: 23 046; Gesellen: 4 758 = 27 804 Weber in Württg.

(S. 66) Als *Weberorte* werden gekennzeichnet:

Urach, Münsingen, Laichingen, Göppingen, Stuttgart, Plieningen, Tübingen, Derendingen, Ulm, Blaubeuren, Tuttlingen, Oberndorf, Biberach, Leutkirch, Aulendorf und Isny.

(S. 68) *Das beste und schönste Linnengarn ging früher größtenteils aus den Bauernfamilien hervor.* Hier wurde alle müßige Zeit durch Spinnen ausgefüllt. Alle Mitglieder der Familie spannen, wenn keine andere Arbeit vorhanden war, und die Hausfrau setzte ihren Stolz darein, den schönsten Flachs in der Truhe, das schönste Garn auf dem Haspel zu haben, um einst das meiste und schönste Tuch auf den Plan der Bleiche auslegen zu können. So bildete in Württg. die Lw-Weberei von jeher ein Nebengewerbe, dessen Betrieb noch immer einen Verdienst abwirft (Gewerbeblatt 1852, S. 283), welcher um so wichtiger ist, als fast alle Familienglieder der ärmeren Landleute daran theilnehmen, und dadurch noch eine Einnahme erzielen, die sie auf andere Weise nicht erlangen könnten. Obgleich der Verdienst bei diesem Nebengewerbe ein sehr geringer ist, findet bei demselben doch kein Nothstand statt, da die Weber meistens einen kleinen Acker in Besitz haben, oder in Pacht nehmen, auf dem sie, außer ihren Lebensbedürfnissen, Flachs bauen, den sie selbst rösten, brechen und verspinnen, dann das Garn selbst verweben und endlich die Leinwand bleichen. Dadurch sind sie also schon lange in dem Besitze dessen, nach was ihre Brüder, die Fabrikarbeiter in Großbritannien und



4. Leinwandfabrikation. Nach dem Werk „Herzog Karl Eugen und seine Zeit“

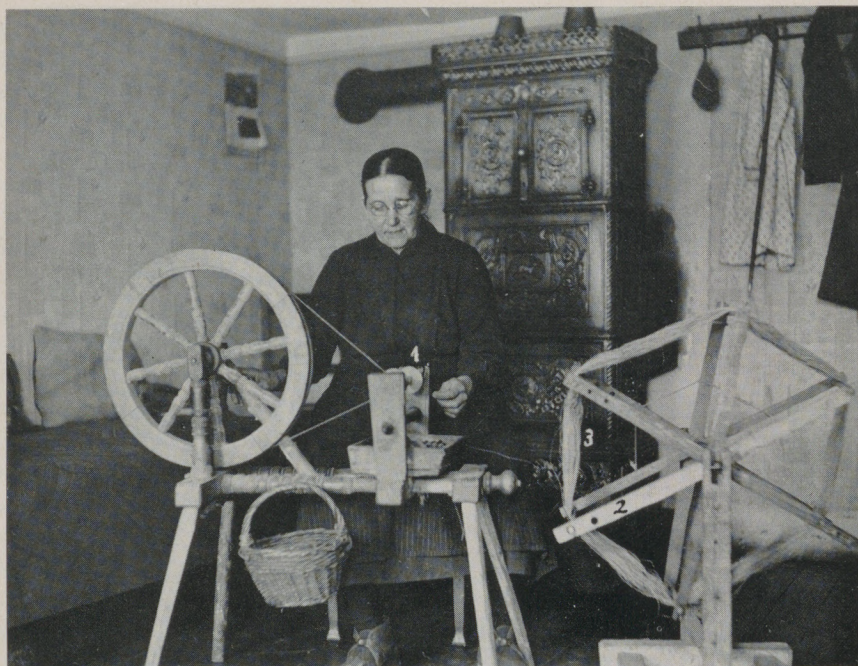
anderwärts schon lange trachten, sie haben ein Stück Land, auf welchem sie ihr Korn oder ihre Kartoffel selbst bauen, so daß sie weniger abhängig sind von den Launen der Fabrikherrn oder den Schicksalen der Fabrik; also in wohlthuendem Gegensatz etwa zu den üblen Verhältnissen in Schlesien, die dann i. J. 1843 in Peterswaldau u. Langenbielau (bei Schweidnitz) zu den Weber-Revoluten führten, die später Gerh. Hauptmann in seinen „Webern“ dramatisch dargestellt hat.

„Die Idee, die Weberei als Nebengeschäft zu betrachten, ist so sehr mit dem Denken unserer Landleute verwachsen, daß auf den Fildern, wo wahrscheinlich vor 100 Jahren, wie in manchen Orten Deutschlands, der Schulmeister nebenher das Weberhandwerk betrieb, oder umgekehrt, der Weber nebenher Schulmeister war, in einem Dorfe, als man vor 50 J. (also um 1800) ein neues Schulhaus bauen mußte, dem Schulmeister in das Souterrain ein Webstuhl eingerichtet wurde.“

In unserer Abhandlung über die Flachsbearbeitung (S. H. 1960, 5, S. 180, Abb. 6) haben wir schließlich gesehen, wie der Flachsfaden von der Spule des Spinnrads auf den Haspel aufgewickelt wird in 2 „Rähen“. Diese werden mittels des Spulkarrens auf eine Spule (= Rolle) übertragen (siehe Abb. 5). Bei der Bauernweberei im Welzheimer Wald über-

trug man 36 Rähen auf 18 Rollen. Diese kamen ins „Zettelgätter“ (siehe Abb. 6), und nun werden alle Garnenden, d. h. „Trumm“ (Drohm Ez. u. Mz.) durch 18 Löcher vom Zettelbrette (-brihdle) gezogen, vom Weber zusammengerafft, und dieser Garnstrang wird dann oben an der „Zettelrahm“ (= -rohm; fränkisch: Zeidlrohma; Bhs. 124) angebunden und an den oberen 2 langen Zapfen (wo allmählich ein Fadenkreuz entsteht) durchgeschlungen. Mit dem Fuß wird nun die Rahme in Drehung versetzt, und das Garn spiralförmig von oben nach unten aufgewickelt und an den an der untersten Leiste wie oben angebrachten 2 Zapfen zu umgekehrter Bewegung nach rückwärts durchgeschlungen; durch umgekehrtes Drehen (= hetzeln; omgha'ert hetzle') wird dann weiter von unten nach oben aufgewickelt usw.

Auf dem Stich „Leinwandfabrikation“ (nach dem Werk: „Herzog Carl Eugen und seine Zeit“) ist die Bearbeitung von Flachs zum Tuch lebendig veranschaulicht: auf dem Wandbild r. oben eine Frau an der Breche; daneben eine beim „Schwingen“; auf dem Wandbild l. oben eine beim Riffeln (oder auch Hecheln?); war damals auf dem Lande das Spinnrad bei uns noch wenig bekannt, hier ist eines im Betrieb! Der Flachs wird gemeiniglich an der Hand, der Hanf am Rädchen gesponnen (Oa.beschrbg. von Urach, 1831; vgl. S. H. 1960, 5, S. 179). Links neben der

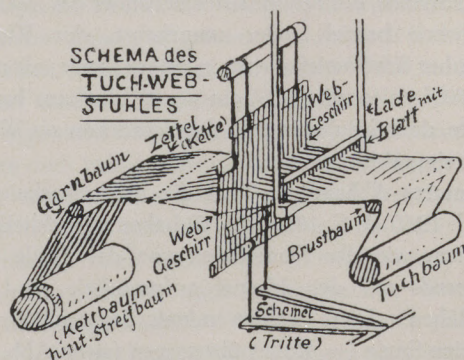


5. Am Spulkarren; Aufspulen einer Rolle (1) fürs Zettelgätter; auf dem Haspel (2) ein „Rähen“ (3) Garn (vgl. S. H. 1960, 5; Abb. 6)



6. an der Zettelrahm (1 l. Hand); das „Zettelbrett“ (2), in der r. Hand; dahinter das „Zettelgätter“ (3)

Spinnerin eine Frau am Haspel; im Hintergrund links ein Rauchender beim „Anzetteln“ an der 4schäftigen Zettelrahm' (wie Abb. 6); mit der r. Hand hält er das Zettelbrett, durch dessen Löcher die Trumm auf die Zettelrahm' geleitet werden. Durch die geöffnete Tür sieht man auf eine Bleiche. Auf der r. Bildhälfte sitzt ein Weber am Webstuhl, vorgebeugt über dem „Brustbaum“ und hält in der rechten Hand den „Schützen“ (= Weberschiffle). Die weiteren Teile stimmen überein mit der Beschreibung zu Abb. 8. Man wolle bei der folgenden Beschreibung die verschiedenen Abbildungen (Schema, Stich und Weber im Welzheimer Wald und auf der Alb) untereinander vergleichen; s. auch bei Spamer, D. Volkskunde II, S. 332, Schwarzwälder Weber und womöglich bei Bomann ab S. 251–263; klare Zeichnungen mit niederd. Bezeichnung.



7. Schema eines Bauernwebstuhls

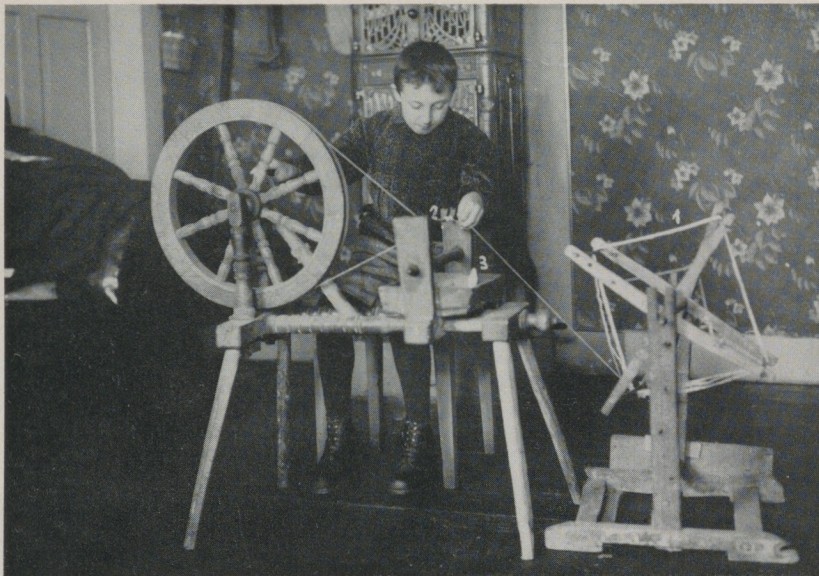


8. Webstuhl von Rienharz (Welzheimer Wald, um 1935)

Bauernwebstuhl vom Jahr 1848 im Welzheimer Wald (s. Abb. 8, Jan. 34). Die Bez. der Einzelteile von l. angefangen: 1. Garnbaum (gahre'bohm). Über diesen ist „angezettelt“ mit 1200 (evtl. auch mit 1800) Fäden; darunter: 2. der hintere Streifbaum (dr hender Stro'ef); rechts: 3. Brustbaum (Bruscht-); darunter: 4. der vorder' Streifbaum und noch weiter unten: 5. der Tuchbaum (Due'ch-) mit Handrad (r. außen). Vor 4 und 5 von der Form von Waagscheitle 6. die sog. 2 Weiden (tswue' Wo'ede'); diese sind verbunden nach oben mit den an Rollen aufgehängten Webgeschirren (7), nach unten mit 8. den beiden Tret-latten, den sog. Schemeln (tswee Schehml), auf die beim Weben abwechselungsweise getreten wird, und zwar in Hausschuhen; durch das Heben und Senken wird das „Fach“ gebildet für das Durchschießen vom „Schützen“ (W'Schiffle) mit den „Schuß“-Fäden. In der l. Hand hält der Weber auf der Sitzbank 9. das Weberschiffle; in diesem liegt die kleine Spule mit Einwebgarn, das als „Einschuß“ bei jedem Wurf von l. nach r. und umgekehrt zwischen 2 aufgespannten Fadenbreiten (= „Loden“, lohde') „eingeschlagen“ wird. Nach jedem Wurf wird 10. die Lade (d'lahde') mit dem Blatt je zweimal hergeschlagen (herg'schlage') mit der r. Hand.

Das Aufziehen eines neuen Zettels auf den Webstuhl hieß man im Welzh. Wald „Umbaumen“ (Om-bohme'); diese Arbeit dauerte einen halben Tag. Der Weber begann in der Morgenfrühe vom Brustbaum aus die viele Ellen langen Fäden nach hinten über den Garnbaum zu ziehen; an diesem wurden die Garnenden in einer Kerbe festgekeilt; dann stellte sich der Weber am sog. „Rechen“ auf (s. die Stäbe im Zettel, unterhalb vom Fensterkreuz, l. vom W'geschirr (7), und nun kamen 3 weitere Helfer hinzu: etwa die Webersfrau sitzend am Brustbaum; am Garnbaum „triebellen“ 2 Kinder den neuen Zettel auf, der, je nach Breite, aus 1200 bis 2000 Fäden bestand. — Beim Weben wurde der Zettel fortlaufend mittels einer Bürste bestrichen mit *Schlichte*, dem Weberkleister, einem in flacher Schüssel bereitgestellten, zähflüssigen, „schlänzerigen“ Mehlpapp (aus „Knöpflesmehl“, fr. Dinkel).

Gewoben wurde reines Leinen, das viel gröber war als *Halbleinen*, bei diesem bestand der „Schuß“ aus baumwollenem Einwebgarn. Abb. 8 zeigt den Weberenkel am Spulkarr', r. davon die „Garngeiß“ (gahre'-go'e's) mit dem kleinen Haspel (Häspele), über den das baumwollene Garn (boh'wille gahre') gewunden ist; es wird aufgespult auf eine Papphülle, die sog.



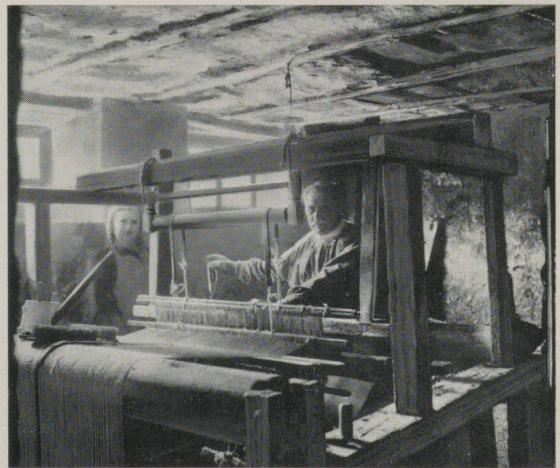
9. Der Weberenkel spult Einwebgarn (1) vom Haspel (an der „Garngeiß“) auf eine „Leer“ (2); im Kästchen r. eine kl. Spule fertig (3); um 1935

„Leer“ zu einem „Spüle“ (schbie'le), wie eines r. unterhalb in dem Holzkästchen liegt als nachherige Einlage in das Weberschiffle.

Das auf dem Lande selbst gebleichte Tuch blieb immer noch etwas graufarbig. Die Bauernweber mißbilligten die schon in den 20er Jahren mit chemischen Mitteln vorgenommene fabrikmäßige Weißbleiche der großen Landesbleichen; das Tuch wurde zwar schneeweiß, aber nach altländlicher Auffassung büßte es dafür an Haltbarkeit ein. Beim Leinengewebe mit zwiefachem Faden, beim Zwilch (Zwillich) und beim Drilch (Drillich; 3facher F.) benötigte man andere Webgeschirre; ebenso bei den anderen Geweben, so bei Kölsch mit farbigem Einschuß, oder beim „gewürfelten“ (karogemusterten) Bett-Barchent, bei dessen Herstellung war auch der Zettel mehrfarbig, wie auch die Rollen im Zettelgätter schon entsprechend in verschiedenen Farben aufgespult sein mußten. Je nach dem zu webenden Muster waren dann bis zu 8 Webgeschirre u. dazugehörig 8 „Schemel“ am Webstuhl nötig.

Versetzen wir uns nun ans Ende des vorigen Jahrhunderts! Wir konnten damals sagen: Der Bauernweber im Welzheimer Wald „wiibt“ in seiner ebenerdigen „We'abstüb“; in Betzingen wurde bis um 1890 im „Webgaden“ gewoben; da das alte Wort „Gaden“ (= Kammer) bei uns nur noch im Süden und Südwesten bekannt war, erzählt man einem im Kreis Eßlingen vom „Weabgaard“ (falsche Angleichung an Garten), so etwa in Berkheim: „bis om 1900 hääbe mr no' duache't“ (haben wir noch „getucht“); und zwar zum Teil auch halb unterirdisch.

Und nun hinauf auf die Alb! Dort wurde „g'wirkt“ wie im Ries (Bhs. S. 56: „Em Wenter hot mr Tue'ch g'wirkt“), früher viel und in eingeschränktem Maße noch um die Jahrhundertwende. Im früheren Oberamt Blaubeuren (s. o.) waren die meisten Weber in Merklingen, Nellingen, Pappelau, Scharenstetten, Bermaringen, Machtolsheim, Blaubeuren, Asch, Berghülen, Gerhausen und Weiler. Gefertigt wurde vorwiegend glatte Leinwand, zum Teil auch Kölsch und Tischzeug. Das Erzeugnis wurde von den Handwerkern entweder an die Lw-Handlungen in Blaubeuren und Laichingen abgesetzt, oder aber an auswärtige Käufer, wie z. B. nach Frankreich, das eine Zeitlang ein guter Abnehmer war und wohin in den 1830er Jahren allein bis zu 40 000 Stück grober Lein-



10. Webstuhl in einer „Tunk“ von Donnstetten (um 1930)

11. Weberhaus in Donn-
stetten (um 1930)



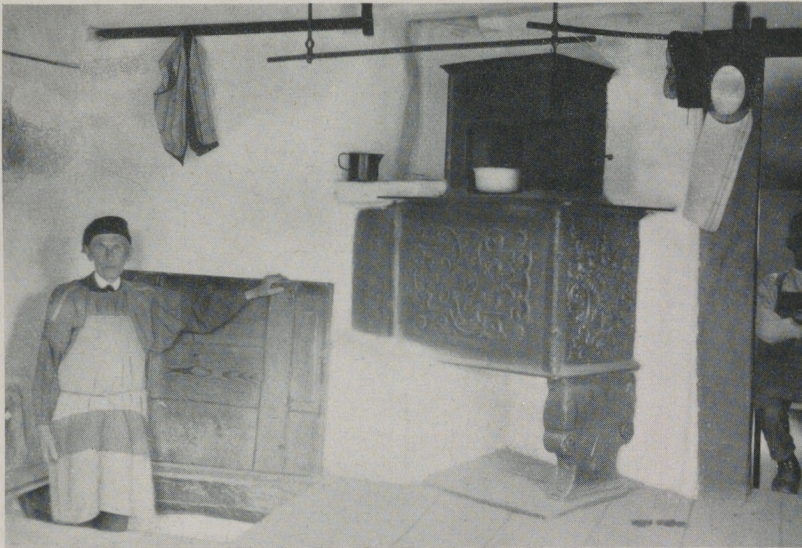
wand gingen. Heute ist dort die großindustrielle Betriebsweise durchgeführt (Fa. A. F. Lang u. a.).

Wie früher, so bildete bis in die Neuzeit die Leinweberei das Hauptgewerbe im früheren Oberamt Münsingen. Dessen alte Oa.beschreibung (Stgt. 1825) berichtet auf S. 87: „als Nebenerwerb wird betrieben Flachs- & Hanfspinnerey. Sie war, wie die Leinweberey von Alters her ein Haupterwerbszweig der Alp. Nach Laichingen werden fast alle Wochen 30 bis 40 Centner Schneller (Flachsmenge von 1000 „Fäden“ = Umdrehungen des Haspels) eingeführt (aus der Gegend von Biberach, Isny, z. Tl. auch von den Fildern und aus dem Wiesensteiger Thälchen). S. 89 wird die Lw.handlung von Rheinwald & Co. in Laichingen erwähnt. – Ergänzend hierzu aus der 2. Bearbtg. der Oa.beschreibg. (v. J. 1912), S. 485: Charakteristisch ist für die Laichinger Weberei: 1. Der Großbetrieb; 2. Die Kleinfabrikation (Lw.-händler); 3. Die Kleinwerkstätten (Zwischenmeister, Webmeister); 4. Die Kleinweber. Dann wurden verschiedene Firmen als bis in die Neuzeit blühende Großbetriebe aufgeführt. – Um 1910 arbeiteten in Laichingen noch ca. 150–160 Klein- („Haus“-)Weber in der „Tunk“ auf dem vom Vater und Großvater stammenden Webstuhl einfachster Konstruktion; sie stellten „glatte Lw.“ her. Vgl hierzu: D. Königreich Würtbg. Bd. 4 (Kohlhammer, Stgt. 1907), S. 331/32 (zu Oa. Münsingen, über Laichinger Leinweberei). Kleinweber gab es ferner in den benachbarten Orten Feldstetten, Ennabeuren, Sontheim und anderwärts; aus dem früheren O.A. Urach wären noch einzubeziehen: Zainingen, Gächingen, Lonsingen und besonders Donnstetten: dort waren um 1905 noch mehr als

60 Handweber tätig. Dieses Pfarrdorf hatte damals noch fast ausschließlich strohgedeckte, einstockige Seldnerhäuser (s. Bhs. Abb. 20). Eines davon zeigt unsere Abb. 11 (Zustand von 1928, heute verändert); äußeres Kennzeichen des damaligen Weberhauses war die Hausstaffel (vgl. Seldnerhaus mit Tunk in Machtolsheim, Zeitschr. „Württemberg“ April 1938, S. 149) und zu beiden Seiten davon die Tunkläden (Dongkläda), die etwas höher liegen als gewöhnliche Kellerfenster und auch größer sind; dementsprechend liegt der Fußboden der Wohnräume auch erhöht mit- samt den Fenstern. Man denke, dieses Haus bot Raum für zwei Familien und deren kleine Landwirtschaft (also typisch für die Charakteristik der früheren Verhältnisse von Volz, s. oben S. 64).

In Abb. 12 steigt der i. J. 1928 bereits 86jährige Hansmichelsjörg hinab in seinen Weberkeller, die „Donk“, seine linke Hand an der nach oben geöffneten „Donktür“ (dafür „Donkfall“: Laichingen). Der schräg gestellte altdeutsche Ofen aus dem Jahr 1745 wärmt auch die Stubenkammer, in die er zu einem Viertel hineinragt. Weiteres s. Bhs. S. 50. In Abb. 10 sind wir in der Donk eines anderen Weberhauses in Donnstetten. Das Licht fällt durch die beiden Fenster herein in das halb ober-, halb unterirdische Gelaß, mit seiner gleichbleibend leicht feuchten Atmosphäre, bei der die Fäden geschmeidig bleiben. Einer der letzten Handweber vom Ort hält hier (um 1925) das Weberschiffle schußbereit in der r. Hand.

Daß der Welzheimer Wald ein Hauptgebiet war für die Flachserzeugung, ist uns bekannt (S. H. 1960, 5; S. 173 f.; zu S. 179, l. Sp. als Nachtrag: im Oa.bezirk 59 Sägmühlen, häufig verbunden mit Hanfreiben;



12. Stubenecke im Weberhaus (Abb. 11) mit Abgang in die „Tunk“

eine solche in natura im Museum in Bern); die Oa.-beschreibung von 1845 erwähnt ferner S. 80: Das stärkste Gewerbe ist das der Weber mit 152 Meistern und 6 Gehilfen. Das Linnen-Spinnen und Weben bildet seit undenklichen Zeiten noch immer die hauptsächlichste Nebenbeschäftigung. Der Flachs ist meist Accidenz der Bäuerinnen auf dem Walde, die mit dem Spinnen ihre Mägde, wie mit dem Weben ihre Knechte in den Zwischenzeiten beschäftigen. So kommt es, daß hier fast jeder Bauer, jedenfalls der Söldner, Weber mindestens für seinen Hausbrauch ist. Und dazu leuchtet in der Regel weder Talg- noch Öl-Licht, sondern ein brennender Holzspan („Spanlicht“) von 3' Forchenholz, der auf einem Lichtstock, dem „Zünder“ aufgesteckt ist. – Die Töchter des Oberlehrers F. in Welzheim haben den Flachs zum Tuch für ihre Aussteuer (um 1895) noch selbst gesponnen; gewoben wurde es von zwei Bauernwebern im nahen Eberhardsweiler. Unser Handweber auf Abb. 8 war einer der letzten des Waldes (um 1940); ein einziger Weber betreibt am mechanischen Webstuhl die Kunstweberei bis heute. Ähnlich waren die Verhältnisse in andern Gegenden des Landes. Unser Weber von Donnstetten (Abb. 10, um 1935) war sozusagen auch „Jakob der Letzte“. Der „Sonntag“ (Ill. Beil. der Südd. Ztg.) Jg. 1930, S. 368, zeigt „den letzten Leineweber der Weberbleiche in Urach“ am handbetriebenen Webstuhl. In den Württb. Jahrb. 1903 (S. 135–176) wird berichtet: vom letzten in Leutkirch noch tätigen Weber, Johann Gäbele. Diese Beispiele mögen zeigen, wie die Bauern-Handweberei in den letzten Jahrzehnten allmählich ab- und ausgeklungen ist, nachdem sie jahrhundertlang bei uns eine wahr-

haft hervorragende Rolle gespielt hat. Noch um 1900 galt auf dem Lande die Losung:

Selbstgesponnen, selbstgemacht,
Rein dabei, ist Bauerntracht.

Und um die letzte Jahrhundertwende hatte auch noch ein weiterer, sinniger und für den unermüdlichen Fleiß unserer schwäbischen Handweber charakteristischer Spruch auf einem alten Bilde in einem Weberhäuschen in Laichingen seine Gültigkeit:

Das Schifflein fliegt, die Lade schlägt,
Die Schemel klappen nieder.
Bis endlich spät der Sturm sich legt
Und Ruhe kehret wieder.

Wir Ältere, die wir winters noch oft und viel die Bauernwebstühle klappern hörten, sind ob des Wandels vom Einst zum Jetzt frei von jeder falschen Romantik, denn eine bei uns glückliche Entwicklung hat neue Arbeitsmöglichkeiten genug ergeben und damit Ersatz für das „Linnen – Spinnen und Weben“, jenes einst so viel gepriesene „Nebengewerbe“. Denn was wir soeben im kleinen gesehen, das hat sich entwickelt zum Großen. Laichingen hat seinen Ruf als Leinenstadt in neuzeitlicher Umstellung behauptet, ebenso Blaubeuren seine „W. Leinenindustrie“ und Großbleiche; und beim Eucharistischen Kongreß a. D. 1960 in München riefen und grüßten die Fahnen aus „Gminder Linnen“ die Christen der Welt.

Abkürzungen: SWb. = Schwäb. Wörterbuch von H. Fischer und W. Pfeiderer. – Bhs. = M. Lohß, Vom Bauernhaus in Württemberg, 1932. – Forrer = R. Forrer, Urgeschichte des Europäers, 1908. – S. H. = Schwäbische Heimat. – Bomann = Wilh. Bomann, Bäuerliches Hauswesen u. Tagewerk im alten Niedersachsen.

Rudolf Krauß

zum 100. Geburtstag

Von Robert Uhlend

Aufnahme Andersen



Am 14. März 1961 jährte sich zum hundertsten Male der Geburtstag des Geheimen Archivrats Dr. Rudolf Krauß. Wer immer sich mit der württembergischen Geistesgeschichte befaßt hat, dem ist sein Name ebenso vertraut wie etwa der Karl Wellers, Viktor Ernsts oder Otto von Güntters. Sein wissenschaftliches Hauptwerk, die 1897–99 erschienene „Schwäbische Literaturgeschichte“ ist bis heute die wichtigste Darstellung unserer heimischen Literatur, in der Souveränität der Stoffbeherrschung, der Weite des Überblicks und der Anschaulichkeit der Darstellung unübertroffen, bei ihrem Erscheinen die erste zusammenfassende Schilderung der dichterischen Leistung eines deutschen Stammes überhaupt. Nicht minder wertvoll sind seine Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters, seine Schauspielbücher, seine Ausgaben schwäbischer Dichter, von seinen zahlreichen wissenschaftlichen Aufsätzen, Essays und Kritiken ganz zu schweigen. Grund genug, dieses Mannes zu gedenken, dessen Tod am 24. 9. 1945 in der Not der damaligen Zeit kaum beachtet wurde.

Als Sohn des Kommerzienrats Paul Krauß und der Pauline Moser aus der Familie Moser von Filseck wurde Rudolf Krauß in Cannstatt geboren. Den zunächst gewählten Offiziersberuf gab er in der Erkenntnis, daß ihm die militärische Laufbahn nicht lag, bald wieder auf. Er trat aus der Kadettenanstalt in Oranienstein aus, machte sein Abitur im Gymnasium Heilbronn und begann in Tübingen das Studium der klassischen Philologie und der Geschichte, Studien, die er in Leipzig fortsetzte und 1884 durch eine Dissertation bei Freiherr Alfred Gutschmid abschloß. Es folgten einige Jahre als Gymnasiallehrer in Stuttgart, Cannstatt und Ulm mit dem Examen als Gymnasialprofessor, dann kam 1892 der Übertritt in den Dienst des Geheimen Haus- und

Staatsarchivs, wo ihn eine Beschäftigung erwartete, die seiner Forschernatur mehr zusagte als die pädagogische Aufgabe.

Hier konnte er seine vielseitige Begabung voll entfalten, hier konnte er seinen historischen und literarischen Interessen nachgehen, vermochte sein Forschen reiche Ernte einzubringen. Dabei war er auch auf rein archivarischem Gebiet mit großem Fleiß tätig. Noch heute künden zahlreiche dickleibige Repertorien mit seiner Handschrift von dem archivarischen Eifer, der ihn beseelte. Er ordnete als erstes die umfangreichen vorderösterreichischen Bestände des Stuttgarter Archivs, dann die einer Reihe von Oberämtern, von neuwürttembergischen Klöstern wie Neresheim und Wiblingen und besonders die zahlreichen Urkunden und Akten der Reichsstädte Reutlingen, Heilbronn und Schwäbisch Gmünd. Nach der Verzeichnung der Archivalien der Grafen von Helfenstein und der Grafschaft Kirchberg ging er an Bestände, die seinen literarischen Interessen näher lagen, wie die des Oberhofmarschallamts, der Universität Tübingen und des Hoftheaters.

Dem Theaterwesen galt seine besondere Liebe. Aus seiner jahrelangen Tätigkeit als Kritiker Stuttgarter Aufführungen erwuchs 1906 sein „Schauspielbuch“, 1919 zum „modernen Schauspielbuch“ und zum „klassischen Schauspielbuch“ erweitert, die beide, als nützliche Hand- und Nachschlagewerke weit bekannt, mehrere Auflagen erlebten. Zu dem großen Herzog-Carl-Eugen-Werk trug er die Abschnitte „die schöne Literatur“ und „das Theater“ bei; sie können als Musterbeispiele für die Schilderung der kulturellen Zustände im Württemberg des 18. Jahrhunderts gelten. Sein wichtigstes Werk auf diesem Gebiet war die 1908 erschienene Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters von seinen Anfängen bis zum

Beginn des 19. Jahrhunderts, die zum größten Teil unmittelbar aus den Quellen geschöpft ist, eine erstaunliche Leistung, bis heute nicht übertroffen oder ersetzt. Aus vielen einzelnen Mosaiksteinchen hat Krauß hier ein lebendiges Bild des Stuttgarter Theaterwesens zusammengefügt und eine Entwicklung festgehalten, die sich heute nach den schweren Verlusten des letzten Krieges in dieser Vollständigkeit und Geschlossenheit nicht mehr erarbeiten ließe.

Weniger bekannt ist, daß Krauß auch selbst sich auf dramatischem Gebiet versuchte: 1903 gelangte das von ihm ergänzte Esther-Fragment Grillparzers im Stuttgarter Hoftheater zur Aufführung und erhielt lebhaften Beifall. Daneben veröffentlichte er viele feinsinnige Gedichte in Zeitschriften und Almanachen, namentlich im *Musenalbum* nach Cottas. Seine Begabung lag jedoch mehr auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung und kritischer Würdigung als auf dem schöpferischer Dichtung, wie er in richtiger Einschätzung seiner Fähigkeiten selbst erkannte.

Das bewies seine zweibändige „Schwäbische Literaturgeschichte“, durch die er mit einem Schlag weithin bekannt wurde. Mit einem wahren Bienenfleiß hielt er hier Musterung unter den schwäbischen Dichtern, wobei es ihm darum ging, nicht nur die Großen zu schildern, sondern eben auch die Zweit- und Drittrangigen, von denen man sonst kaum erfährt, die literarischen Mitläufer sowie die mundartlichen Dichter. Dabei konnte er sich nur selten auf Vorarbeiten stützen, mühsam mußte er Personalien und Leistung jedes einzelnen zusammensuchen, mustern und kritisch würdigen. Das Ergebnis war dann jene beherrschende Zusammenschau, jenes sorgfältige Werten und sichere Einschätzen der schwäbischen Dichterwelt, das noch heute der Leser der Schwäbischen Literaturgeschichte bewundert. Eine von dem Verfasser in späteren Jahren selbst als notwendig empfundene Neubearbeitung und Ergänzung kam leider nicht mehr zur Ausführung.

Auch auf diesem Feld sind eigene Beiträge Krauß' zu erwähnen: eine Zitatensammlung „die Frau“, eine Ausgabe der Gedichte Friedrich Notters, ferner der Werke Schillers, Hauffs und Mörikes. Besonders letzterem fühlte er sich verbunden. In seiner umfangreichen Bibliothek nahm die Mörike-Literatur einen besonders großen Raum ein, kaum eine Veröffentlichung über den Dichter fehlte da; von seinen Briefen besorgte Krauß eine sorgfältige Ausgabe. Bis in sein hohes Alter war Mörike ein Lieblingsgebiet seines Forschens und Sammelns. Doch auch mit Schiller beschäftigte er sich intensiv. Lange Jahre war Krauß Vorstandsmitglied des „Schwäbischen Schillervereins“, erster Vorsitzender der „Stuttgarter Schillerstiftung“ und Verwaltungsmitglied der Weimarer Hauptstiftung. Es bedurfte bei diesen vielerlei Aufgaben und Interessen einer erstaunlichen und unermüdlichen Arbeitskraft, um daneben noch die zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen zu schreiben, von denen Heyds „Bibliographie der württembergischen Geschichte“ nicht weniger als 185 aufzählt!

Seit 1895 war Rudolf Krauß mit Ottilie Schüle aus Kirchheim u. T. vermählt; aus der Ehe gingen ein Sohn Werner hervor, der später Romanist in Leipzig und Berlin wurde, und eine Tochter Hilde, verheiratete von Alberti. Das Haus der Familie, 1911–1919 Heidehofstraße 15 in Stuttgart, nach Krauß' Pensionierung das „Landhaus Hohenrohr“ in Stuttgart-Rohr, war bei seiner Gastfreundlichkeit und der Herzlichkeit des Familienlebens Treffpunkt zahlreicher Persönlichkeiten des geistigen und kulturellen Lebens der Landeshauptstadt. Jederzeit stand es Gästen offen, die hier mit dem Hausherrn anregende Plauderstunden verbrachten oder geruh-same Erholung fanden. Ein 1911 bis 1935 geführtes humorvolles Gästebuch gedenkt oft auch der geistvollen und lebenswürdigen Hausfrau. Zu den häufigsten Gästen zählten die Schriftsteller Heinrich Lilienfein, Hanns Wolfgang Rath, Heinrich Vierordt – diese drei sprachen am häufigsten vor –, dann Ernst Zahn, Caesar Flaischlen, Ludwig Finckh, Anna Schieber, Walter Bloem, Wilhelm Schussen, Hans Heinrich Ehrler, die Schauspielerinnen und Sängerinnen Alexandrine Rossi, Hedy Iracema-Brügelmann und Emmy Remolt-Jessen, der Bildhauer Adolf Donndorf sen., die ob ihrer Exlibris-Radierungen von Krauß geschätzten Maler Roland Niederbühl, Alexander Eckener, Martin E. Philipp, ferner Reinhold Nägele und Willi Kreß. Gäste des Hauses waren auch der Kunsthistoriker Julius Baum und Staatspräsident Wilhelm Blos. Eine Reihe weiterer hervorragender Persönlichkeiten im Leben der württembergischen Kunst und Wissenschaft, zu denen Krauß in naher Beziehung stand, hat er 1931 in einem Aufsatz „Begegnungen“ im „Schwabenspiegel“ geschildert.

Die Archivlaufbahn schloß der 1904 zum Archivrat, 1911 zum Geheimen Archivrat Beförderte 1919 seiner angegriffenen Gesundheit wegen ab. Er zog sich nach Rohr zurück, um sich ganz seinen Arbeiten und Forschungen, aber auch dem stets wachsenden Kreis seiner Gäste zu widmen. Zu seinem 70. Geburtstag rühmte Alfred Auerbach, Krauß habe sich seine reine Lebensfreude durch einen Takt des Maßhaltens erhalten, alles sei bei ihm Einsicht und Sicherheit.

In einem März 1931 erschienenen Zeitungsaufsatz rief Krauß, der aus seiner schwäbisch-demokratischen Gesinnung nie einen Hehl machte, aus, der Himmel möge das Land vor einem nationalsozialistischen Kultminister bewahren. Es blieb ein frommer Wunsch, der zu allem hin Krauß im letzten Jahrzehnt seines Lebens zum Schweigen verurteilte. Aber die Freunde hielten ihm die Treue und unterbrachen und verschönten die selbstgewählte Einsamkeit. Ein Gehirnschlag führte in den letzten Lebensjahren zu einer Sprachlähmung, beeinträchtigte aber nicht die Geisteskräfte. Fast bis zuletzt war Krauß tätig in reger Anteilnahme an der Heimat und ihrem Schicksal. Alle, die ihn gekannt haben, verehrten in ihm den warmherzigen Menschen und Freund, den unbestechlichen Kritiker und Wissenschaftler, den treuen Wahrer und Förderer schwäbischen Geisteserbes.

Müller und Mühle im Denken des Volkes

Von Hermann Bausinger

Eine umfassende Volkskunde des Müllers ist noch nicht geschrieben. Dabei könnte schon eine einzige Frage einen ganzen Stab von Forschern beschäftigen, die Frage nämlich, warum der Müller jahrhundertlang zu den *unehrlichen* Leuten gerechnet wurde, warum er Schinder und Schäfer näherstand als den ehrbaren Handwerkern. Wir haben nicht viel Material; die für andere Handwerkszweige so aufschlußreichen Archivalien aus dem Zunftwesen fehlen fast ganz. Die Müller verbanden sich im allgemeinen nicht zur Zunft. Es gab zu wenige, und die bestehenden Zünfte wehrten sich immer wieder gegen den Beitritt der Müller, wehrten sich sogar gegen entsprechende Reichsverordnungen des 16. Jahrhunderts. Diese Ablehnung der Zünfte hat gewiß wesentlich zu der Isolierung des Müllerstandes beigetragen; aber sie machte nur eine schon vorher allgemein vorhandene Einstellung offenbar.

Der Müller unterscheidet sich nach der Art seiner Tätigkeit von anderen Handwerkern. Diese formen (oder formten) mit ihren Händen ein Werk, der Müller dagegen bedient eine Maschine, die älteste Maschine, die man bei uns kannte. Nun war dem Mittelalter eine solch sachliche soziologische Unterscheidung zwar gewiß fremd; aber sie führt in einen Zusammenhang, der ehemals ungemein wichtig war. Die Mühle, als eine kostbare Maschinerie, konnte nur vom Grundherrn gebaut werden; der Müller war also unfreier Handwerker, und kleinere Mühlen wurden oft von einem Mühlknecht verwaltet. Die Bauern hatten die Pflicht, in der Mühle ihres Grundherrn mahlen zu lassen; man spricht von „Bannmühlen“ – und mancher Bauer mußte sein Korn viele Stunden weit führen, obwohl in seiner nächsten Nachbarschaft, aber unter fremder Grundherrschaft eine Mühle stand. Dieser Mahlzwang schadete dem Ansehen des Müllers, zumal er ihm eine gewisse Machtstellung einräumte, die nicht selten zu allerlei Betrug verwendet worden sein mag. Ob darüber hinaus noch spezifische Gründe für die „Unehrlichkeit“ der Müller vorhanden waren, wissen wir noch nicht. Theo Hornberger führt in seinem Schäferbuch die Sonderstellung des Schäfers darauf zurück, daß er mit toten Tieren umgehen mußte. Ähnliches mag auch für den Müller gelten. Wie die Mühle außerhalb des Dorfes stand,

so stand der Müller außerhalb der dörflichen Pflichten und Rechte. Selbst wo er zunächst theoretisch an diesen Rechten teilhatte, konnte er sie doch praktisch nicht in Anspruch nehmen, und dies wirkte auf seine Rechtsstellung zurück. Der große Rechtsgelehrte Jellinek sprach von „der normativen Kraft des Faktischen“; die Volkskunde, die es so oft mit dem Widerspiel von Sitte und Recht zu tun hat, wird diese Erkenntnis beachten müssen.

Die abseitige Lage der Mühlen hat ganz allgemein das Bild des Müllers und der Mühle im Denken des Volkes geprägt. Man sagt zwar: „Wer will bauen an die Straßen, muß die Leute reden lassen“ – aber wer weit draußen wohnt, bringt die Leute noch mehr zum Reden. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde die *Zimmerische Chronik* niedergeschrieben, breit, behaglich, gesprächig, – Geschichten eher als Geschichte enthaltend, aber gerade deshalb ein schöner Querschnitt durch das, was jenem Jahrhundert wichtig war. An zwei Stellen dieser umfassenden Chronik werden wir in eine Mühle geführt, und es ist reizvoll zu sehen, wie sich die zwei Erzählungen den beiden Generalthemen zuordnen lassen, die nahezu alle Müllergeschichten beherrschen und gruppieren: die Mühle als ein Ort dämonischen Grauens, und die Mühle als ein Platz interessanter Liebesabenteuer.

Im 4. Band der Chronik (Ausgabe von Barack, S. 111 f.) wird von einem Müllergesellen „zu Drettenfurt“ erzählt, daß er eines frühen Morgens aufstand und, nur mit dem Hemd bekleidet, die Mühle beschütten wollte. Da hörte er draußen ein Rufen, ging hinaus, und

„also hat er zwen schwarze, lange manspersonen gesehen, die sein uf der scheiterbeig gesessen und einsmals, das er sie nit geen sehen, sein sie allernächst bei im gewesen, haben in, erschrocknen, under die arm gefast und mit im, gleichwol er sich gewidert, darvon gangen, iedoch mit ime geredt und begert, er solle inen den weg gen Mengen zaigen; haben in also gewaltigclich und wider seinen willen gefüert biß uf das brückle neben Igelswis. Do hat er doch den allmechtigen so trewlichen angerüeft und gebetten, das er in nit verlasen, sonder von dem gespenst vätterlichen er-

lösen welle. Also einmals sein inen zwei junge frawen, die er nit gekent, in lauter weissen claidern angethon, bekommen. Die haben sovil mit den zweien manspersonen geredt und gethedinget, das sie in letstlich und doch beschwerlichen von handt und uf dem brugklin ledig gelasen, und damit sein die weiber und die manspersonen augenblicklichen verschwunden, das er nit gewist, wohin die kommen. In dem, als das gespenst von ime abgewichen, do hat er uf der Igelswiser höche im holz ain solchs grausamlachs, lauts brastlen und gedöß gehört, das nit anders bedeuchte, als ob alle die beum daselbst darnider und durch einandern weren fallen. Der guet gesell hat umbgekert und mit groser müeh ist er kümmerlich wider in die mülle kommen und eim todten vil mehr, dann eim lebendigen, gleichnet. Er ist bei vierzehnen tagen so krank gelegen, das er mit allen sacramenten ist hingericht worden und meniglich seins absterbens sich versehen gehapt. Aber durch die gnad des allmechtigen ist er widerumb ufkommen und lebt in disem 1566 jar noch. Das ist im aber gewislichen, wie gehört, in obermeltem jar begegnet."

Der Vorgang, der hier erzählt wird, könnte ziemlich natürlich erklärt werden; aber was in der Mühle draussen geschieht, ist eben unheimlich, und so ist von einem 'Gespenst' die Rede. Aus den Sagensammlungen der letzten 150 Jahre gewinnen wir den Eindruck, daß sich diese Steigerung ins Überwirkliche hinein in den folgenden Jahrhunderten eher noch verstärkt hat. Schon der weite Weg zur Mühle ist unheimlich. Ein Bauer begegnet dabei im Elsenwäldle zwischen Tübingen und Wankheim dem Schimmelreiter, läßt ihm seinen Mehlsack auf, findet diesen aber nachher an der alten Stelle wieder (Walter Hahn, Eine Wanderung durch den Schönbuch, S. 146). Ein anderer sieht auf seinem Weg durchs Kartäusertal bei Nördlingen eine weiße Schlange mit goldener Krone; er nimmt das Krönlein an sich, wird aber daraufhin von vielen Schlangen verfolgt und kommt halbtot, ohne Krone und ohne Mehl nach Hause (Handrick, Müllersagen, S. 192).

Für den Reichtum vieler Müller wird eine besondere Erklärung gesucht. In einer Mühle bei Ditzgenbach ist ein Schatz verborgen (Birlinger, Aus Schwaben, I. Bd. S. 254), in einer anderen bei Murrhardt halfen die „Erdluite" dem Müller bei all seinen Arbeiten:

„Diese arbeiteten dem Müller Alles, und Niemand durfte Hand anlegen, aber nur bei Nacht, wenn es ruhig war. Der Müller wußte es wohl und

stellte die gefüllten Fruchtsäcke Abends nur in die Mühle hinein. Morgens war Alles gemahlen. Um Mitternacht ging's dann an ein Rennen und geschäftiges Hin- und Herlaufen. Eine unzählbare Menge von kleinen Männlein tummelten herum; der eine holte den Sack, einer leerte ihn aus, wieder einer hatte eine Wanne auf dem Kopf, andere fegten, stäubten, schütteten auf, kehrten zusammen, readeten, alles ging so flink, daß Morgens nichts mehr zu thun war. Dabei war es ganz ruhig. Der Müller war auch mal wieder neugierig und wollte sie bei ihrem Geschäfte sehen. Da bemerkte er, wie alle so lumpig angezogen und Alles an ihnen zerrissen war. Mitleidig ließ ihnen der Müller eine große Zahl kleiner Mäntelchen und Röcklein machen und legte sie in die Mühle. Allein die Kleider lagen des Morgens noch unberührt da, und von dort an kamen die Erdluite nimmer mehr. Sie hatten gemerkt, daß sie beobachtet werden, und das wollten sie nicht, sondern mögen ihr Geschäft unbeschrien verrichten." (Birlinger, Volkstümliches, I. Bd. S. 39 f.)

Im allgemeinen freilich schreibt man den Wohlstand nicht helfenden Geistern, sondern sehr viel banaler der betrügerischen Art des Müllers zu. Es mag sein, daß die Bauern nichts von dem Gewichtsverlust wußten, den jedes Getreide beim Vermahlen erleidet durch Verdunstung des Wassergehaltes, Verstäuben beim Aufschütten, durch Abgang von Sand und Steinen. Es mag auch sein, daß die Müller häufig ihre rechtlich inferiore Stellung dadurch auszugleichen suchten, daß sie ihr Eigentum auch auf unrechtliche Weise mehrten. Wie dem auch sei, für das Volk war der Müller jedenfalls lange Zeit als Betrüger und Dieb abgestempelt; und wenn man dem Müller schon zu Lebzeiten nicht auf die Schliche kommen konnte, so stand doch fest, daß er nach seinem Tode dafür bestraft würde:

„Der Müller von Göttelfingen im Schwarzwald hatte bei Lebzeiten die Leute vielfach ums Korn betrogen. Zur Strafe dafür bekam er im Grab keine Ruhe, sondern geistete in der Mühle. Während seiner Leiche hatte er mit der Zipfelkappe auf dem Kopf und der Pfeife im Mund zum Bühneladen heraus seinem Sarg nachgesehen. Später sah man ihn rauchend hinter dem Ofen sitzen. Um seiner los zu werden, holte man einen Kapuziner, der ihn bannen sollte. Dieser zog um die in der Stube Anwesenden einen Kreis mit Wasser. Darauf hörte man Wagengerassel das Tal herauf und auf der Stiege Tritte wie von

zwei Männern. Daraufhin erschien der Geist als Pudel. Der Kapuziner wies ihn weg und befahl ihm, er solle in kleinerer Gestalt wieder kommen. Jetzt erschien er als Rabe, schließlich auf des Kapuziners erneuten Befehl als Käfer. So konnte ihn der Mönch in eine Schachtel bannen und forttragen. Der Geist flehte, man möge ihn wenigstens an eine Stelle tun, von wo aus er die Mühle sehen könne. Darum brachte ihn der Kapuziner unter einen Felsen in einer nahen Schlucht. Später brach man aus diesem Felsen Steine. Dadurch wurde der Geist wieder frei und spukte aufs neue in der Mühle, bis ihn der Kapuziner aufs neue hinausbannte.“ (Handrick, Müllersagen, S. 85 f.)

Oft reicht schon die Lage einer Mühle – weit draußen und oft in dichtem Wald und wilder Schlucht – aus, eine sagenhafte Erzählung anzuregen. Immer wieder begegnet der Name „Teufelsmühle“, und manchmal erfährt man auch die mit dem Namen verbundene Geschichte. Die Mühle bei *Loffenau* – in diesem Fall handelt es sich um eine Sägmühle – soll der Teufel selbst erbaut haben. Er bekam „von Gott die Erlaubnis, jedesmal einen Menschen da oben zersägen zu dürfen, wenn er das Wasser für die Mühle in einem Sack hinauftragen könne“. Unterwegs aber hielt ihn jedesmal ein Engel auf, er legte den Sack ab, und das Wasser verlief . . . (Meier, Schwäbische Sagen, S. 158). Ein Müller aus *Baden-Baden* schloß gar mit dem Teufel einen Pakt, nach dem dieser das Geld für den Umbau der Mühle zur Verfügung stellte, nach 15 Jahren aber die Seele des Müllers erhalten sollte. Nur durch den Eintritt ins Kloster entging der Müller der Bedingung (Künzig, Schwarzwaldsagen, S. 195–197). Unheimlicher noch als eine bewohnte und benützte Mühle mußte eine leerstehende erscheinen, auf der nicht mehr gemahlen werden kann, weil das Wasser heute in großem Bogen vorbeifließt. So ist es bei der Mühle Graben in der Nähe von *Berkheim*. Die Schuld wird der Witwe des letzten Müllers zugeschrieben:

„Es rieten ihr einige an, die Mühle zu verkaufen, das werde ihrem Hausstande zuträglicher sein. Da gab sie die gottlose Antwort: ‚Jede Woch könne sie eine Milte Getreide durchs Malen verdienen, wenn unser Herrgott auch nit wolle.‘ Bald darauf aber habe zur Strafe der Blasphemie das Wasser so sehr abgenommen, daß es nicht einmal mehr ein Rad zu treiben vermochte. Diesem Wassermangel hätte man durch menschliche Mittel und Künste nicht abhelfen können und so sei die Mühl aus Mangel an Wasser ins Stocken

geraten und in Abgang und Verfall gekommen“ (Birlinger, Aus Schwaben, I. Bd. S. 306).

Auch die Geschichte vom Räuberhauptmann und den Müllerstöchtern gehört noch hierher. Die zwar meist unter besonderem Rechtsschutz stehende, praktisch aber doch ziemlich schutzlose Mühle war in der Tat immer wieder räuberischen Banden ausgesetzt; so ist es kein Zufall, daß die bekannte Blaubartgeschichte mit der Mühle in Verbindung gebracht wird. Der Räuberhauptmann wirbt um eine Müllerstochter nach der andern, immer wieder zauberisch in andere Gestalt verwandelt; in seinem Schlosse tötet er die Mädchen, und erst die letzte der Müllerstöchter – einmal ist es die zwölfte, einmal die dritte – vermag ihn zu überlisten und auszuliefern. Diese Geschichte, die im vorigen Jahrhundert überall geläufig war, weist freilich auch schon hinüber auf die andere Gruppe von Erzählungen, in deren Mittelpunkt gewöhnlich nicht der Müller, sondern die Müllerin oder die Müllers-tochter steht.

Auch für diese Gruppe findet sich, wie gesagt, ein Exempel in der Zimmerischen Chronik. Im zweiten Buch (Ausgabe von Barack, S. 484) erzählt der *Abt Hans von Petershausen*, der zuvor wegen seines frommen Sinns erwähnt wurde,

„das in ain müller einest nachts bei seim weib ergriffen und nackendt zu aim laden hinauß gesprengt het; es weren im aber der müller und seine knecht hinnach geeilet und fleißig gesucht. Nun het er nit ertrinnen künden, anders dann, wiewol es winters zeit und derhalben grim kalt, so het er sich doch under das müllradt gerad under den giesen stellen müessen, darunder er ain guete weil also im külwasser bliben, biß er frost und kelte halb schier erstarret, der müller und sein gesündt widerumb weren abgewichen.“

Es wird heute schwer zu entscheiden sein, ob der von dem Chronisten dem Abt Hans in den Mund gelegte Bericht die reine Wahrheit wiedergibt. – Jedenfalls war es ein gängiges Schwankmotiv, daß ein hoher weltlicher oder geistlicher Herr in den Armen einer schönen Müllerin ertappt wurde, und Fischart hat sich keineswegs darüber gewundert daß „der Edelleut Kinder den Müllern, und des Müllers Kinder den Edelleuten ähnlich sehen“. Vor allem in *Liedern* wurde diese nicht weniger abenteuerliche, aber vielleicht gefälligere Seite des Mühlenwesens lange bewahrt und ausgemalt. In den älteren Liedern steht noch der Spott gegen den betrügerischen Müller im Mittelpunkt, auch wenn darin der Müller zum Bei-

spiel in einer zu seinem Geschäftsgebaren in keinem Verhältnis stehenden Zartheit ein hübsches Webers-töchterlein zu sich einlädt:

Der müller auf sein rößlein saß,
gar wol er in die mülen sach,
er tet dem Annelein winken:
„o Annelein, liebstes Annelein mein,
hilf mir den wein austrinken!“

(Uhland, Alte hoch- und niederdt. Volkslieder,
2. Bd. S. 84)

Je länger je mehr wurde diese zarte Seite hervor-gekehrt. Das Lied von der Müllerin von Schaffhausen ist zwar gewiß auch schon sehr alt; aber man kennt und singt es noch heute droben auf der Alb, und Jonas Köpf konnte es in sein Suppinger Liederbüch-lein aufnehmen. In diesem Liede schickt die Müllerin ihren Mann fort, weil sie „mit einem so jungen Kna-ben von Abend bis zum jungen Tag“ gemahlen habe.

Das „mahlen“ ist hier Hüllwort, hinter dem sich eine sehr intime Beziehung verbirgt und wohl schon lange verbarg; es mag sein, daß dieses Sprachbild sogar wesentlich dazu beitrug, daß die Mühle gestempelt wurde zu einem Ort des Liebesabenteuers – des handfesten, des galanten, und schließlich des roman-tischen Liebesabenteuers*. Denn in der Romantik schwillt der Strom der Mühlenliebeslieder mächtig an und fängt gleichsam auch jene andere Strömung auf, in der die Mühle als ein Ort der dunklen Ungewiß-heit galt: nicht mehr so sehr das Abenteuer steht nun im Vordergrund als der tiefe Ernst der Liebe und ihr Pendelschlag zwischen Dauer und Vergäng-lichkeit. Wie man einst im geistlichen Bereich die Jüngste-Gericht-Mühle kannte, werden Mühlrad und Mühlbach nun zum Sinnbild des unaufhaltsamen Schicksals. Beispiele solcher Lieder brauchen nicht aufgeführt zu werden; denn die ganze romantische Liebewegung wirkt – manchmal deutlich, manch-mal unauffällig – in die Gegenwart herein, und

* Auch die Vorstellung der *Altweibermühle* gehört hier-her. Auf sie soll hier nicht eingegangen werden; Willi Müller hat in der Ludwigsburger Heimatbeilage „Hie gut Württemberg“ (6. Jg.) die Altweibermühle von Tripstrill behandelt.

Mühlenlieder finden sich im Liedgut der Gesang-vereine ebenso wie in dem der Jugend- und Wander-bünde und unter den neuesten Schlagern.

Diese Lieder bekommen noch einen besonderen Ak-zent durch den seit kurzer Zeit zutage tretenden Funktionswechsel der Mühle im wirtschaftlichen Ge-füge unseres Landes. Auch bei uns wird das Getreide heute vielfach in Großbetrieben verarbeitet; die klei-neren Mühlen sind zum Teil gezwungen, sich auf andere Erwerbszweige umzustellen. Eine ganze Reihe von Mühlen hat sich dabei den romantischen Hang zur Mühle zunutze gemacht: Ausflugs-gaststätten, Hotels und Pensionen entstanden; und nicht nur in sentimentalen Heimatfilmen, auch in der Wirklichkeit ist die Mühle heute ein romantisches Requisit, zumindest in jenem sonntäglichen Aus-schnitt der Wirklichkeit, den Tausende von grün-suchenden Städtern zu Fuß, auf dem Motorrad und im Auto beherrschen.

Es ist offenkundig, daß hier ein falsches, unzuläng-liches Bild der Mühle wirkt. Und doch wäre es nicht gerecht, die Schuld an dieser Unzulänglichkeit nur in der Entwicklung unseres modernen Lebens zu sehen. Unsere kleine Darstellung sollte ja gerade zei-gen, daß die Bilder, die man sich machte, immer un-zulänglich waren, daß die Perspektive des Volks immer außerordentlich verkürzt und vereinfacht. Es war mehrfach davon die Rede, daß Mühle und Müller zu bestimmten Zeiten in bestimmter Weise „abge-stempelt“ wurden; solche Stempel mußten dazu dienen, die Fülle und Vielfalt der Wirklichkeit über-haupt überschaubar zu machen. Wir sind weit davon entfernt, diese Ökonomie der Wirklichkeitserfassung zu glorifizieren. So wie man hier halb scherzend halb ernst den Müller dem Diebe gleichsetzte, so sah man in blutigem Ernst „den“ Juden, so spricht man heute von „dem“ Russen und „dem“ Amerikaner. Aber es mag nützlich sein zu sehen, wie weit sich die Bilder einer Erscheinung von der Wirklichkeit dieser Er-scheinung zu entfernen vermögen. Man möchte wün-schen, daß ergänzend zu jeder geschichtlichen Dar-stellung auch die ‚Gegengeschichte‘ untersucht werde, die sich in den Bildern und Auffassungen des Volkes zeigt. Das ist freilich ein weites Feld, und wir stehen erst ganz am Anfang.

Friedrich Silchers Lehr- und Wanderjahre

Von Felix Burkhardt

Der Schulmeister Johann Carl Silcher kannte als Weingärtnersohn die Wechselfälle des Lebens. Die Kunst des Haushaltens hatte er schon in seiner Provisorzeit in Zuffenhausen üben müssen. Als er 1782 Schulmeister in Schnait geworden war, brachte ihm das neue Amt wohl eine geräumige Wohnung, in der er einen Hausstand gründen konnte, doch die Gulden blieben seltene Gäste. Die Schülerzahl von 240 Kindern forderte die Hilfe eines Provisors, für den er Besoldung, Wohnung und Kost aufbringen mußte. 300 Gulden waren der Witwe des Vorgängers als Unterhaltsbeitrag zu bringen. Jährlich wurden ihm 200 Gulden gezahlt. Der Schulmeister Silcher und seine junge Frau Hedwig Heinrica waren sparsame und genügsame Leute. Sie brachten sich und ihre Kinder klaglos durchs Dasein.

Johann Carl Silcher hatte kein Handwerk erlernt. Vom Mesneramt abgesehen, beschäftigte ihn kein Nebenamt. Er konnte seine ganze Kraft der Schule widmen. Gemeinde und Schulbehörde waren mit ihm zufrieden, zeigte er doch exakten Amtsfleiß, hielt gute Schuldisziplin und verstand es, die zahlreichen Schüler zu fördern. Nach seinen Kräften erweiterte er seine pädagogischen Fähigkeiten. So konnte man Silcher zu den „erprobt tüchtigen Schulmeistern“ zählen, denen die Annahme von Lehr-lingen gestattet war.

In der Vorbereitung junger Menschen für den Lehrerberuf erschloß sich Silcher eine bescheidene Möglichkeit, etliche Gulden zu erwerben. Rund 50 Gulden jährlich zahlten ihm die Schüler für Kost und Lehre. Aus dem benachbarten Geradstetten kam Karl Joseph Mayerlein, der Sohn des Schulmeisters, zu ihm, um alles das zu lernen, was ein Schulmann braucht. Besonders im Klavierspielen scheint der Junge wesentlich Fortschritte gemacht zu haben; er war später als guter Klavierspieler bekannt.

Seinen eigenen Sohn Friedrich konnte der Vater nicht mehr ausbilden. Ehe dieser schulpflichtig wurde, verstarb der Vater. Sein Pflegevater, Schulmeister Wegmann, Nachfolger im Schnaiter Schuldienst, betreute Friedrich Silcher auch als Lehrer bis zur Schulentlassung.

Zu Martini 1803 kam Friedrich Silcher als Lehrling zu dem Schulmeister Georg Michael Mayerlein nach Geradstetten, der in der Ausbildung junger Menschen nicht unerfahren war. Er hatte seinen Sohn Karl Joseph weitergebildet und einen Bürgersohn des Ortes bis 1802 in der Lehre gehabt. Gute Schulbildung schätzte er. Seinen ältesten Sohn gab er im Alter von 10 Jahren auf die Lateinschule nach Nürtingen. Dann besuchte dieser die Hohe Carlsschule, studierte in Tübingen, Erlangen und Altdorf, trat in kaiserlichen Kriegsdienst, aus dem er

nicht zurückkehrte. Der jüngste Sohn leistete in Waiblingen und Aldingen Provisordienste, bis er als erster Provisor von 1795 an seinen Vater in der Schularbeit unterstützte.

Der Schulmeister Georg Michael Mayerlein war mit seiner Gemeinde eng verbunden. Er war hier am 8. April 1742 geboren. Seit dem Jahre 1763 verwaltete er den Schuldienst. Die Hoffnung, die man bei seinem Amtsantritt aussprach, er werde in seinem Amt gebührend Fleiß zeigen, hatte er in jahrzehntelanger Arbeit bestätigt. Die Behörde schätzte ihn als einen tüchtigen Schulmeister, der eine bewährte Methode hatte. Durch Lesen guter Bücher bildete er sich weiter und wandte seine erworbenen Kenntnisse auf eine geschickte Art an. Bei der Gemeinde stand er „nicht nur wegen seines ansehnlichen Vermögens, sondern auch vornehmlich um des Anstands, mit welchem er seinem Amt vorsteht, und seines guten Charakters willen in Achtung“. Er hielt eine große Schülerzahl ohne sonderliche Strenge in schöner Ordnung; die Kinder liebten und ehrten ihn. Nur seine Handschrift war nicht so, wie man es wünschte. Man regte ihn an, er solle bei seinen sonstigen guten Kenntnissen sich Mühe geben, die Handschrift zu verbessern. 1799 erhielt er von der Behörde eine Belohnung, die zur weiteren Ermunterung des Amtsfleißes dienen sollte.

Seine besondere Stärke war die Musik. Ein Urteil aus dem Jahre 1802 rühmt ihm nach, er habe ein besonderes Talent zur Musik, namentlich zum Singen. Seine Schulkinder sangen überaus melodisch, ohne alle Scheu, beherrschten auch die Melodien des neuen Gesangbuchs. Wenn nun ein solch guter Musikant jahrzehntelang den Gesang gepflegt hatte, dann trug die Arbeit auch Früchte. Der Kirchengesang in Geradstetten war vorzüglich und zog auch die Bewohner benachbarter Orte an.

Friedrich Silcher konnte sich nicht nur in der Musik weiterbilden, er fand auch reichlich Gelegenheit, die ersten praktischen Unterrichtsversuche zu unternehmen. Aus dem Lehrling wurde bald ein brauchbarer Mitarbeiter. Im Jahr 1804 besuchten in dem Ort, der 1276 Einwohner zählte, rund 200 Kinder die Schule. Der Lehrling Silcher besaß, ein Erbe vom Vater her, natürliches Lehrgeschick und arbeitete sich bald ein. Er unterrichtete in einer besonderen Klasse die Jüngsten. Es zeigte sich bald, daß er gute Gaben zum Schulwesen hatte. Bei der Schulbesichtigung im Jahre 1804 fand der Visitor die Schule in einem ordentlichen Stand; kein Pensum war vernachlässigt. Silchers musikalische Begabung und seine Zeichnfähigkeit fielen angenehm auf.

Der strebsame junge Mensch fand noch einen zweiten Lehrer, der sich um seine Weiterbildung bemühte. Der Vikar Emanuel Friedrich Beringer unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, förderte ihn auch im Zeichnen, für das er selbst Neigung besaß. Der Vikar beschäftigte sich gern mit Naturlehre, besonders die Elektrizität hatte es ihm angetan. Er hatte sich beachtliche Kenntnisse auf diesem Gebiet erworben und führte zur Verwunderung seiner Zuschauer sehenswerte Experimente vor.

Der Umgang mit dem musikalischen, schulerprobten Schulmeister und dem vielseitigen Vikar weitete den Blick des lernbegierigen Zöglings. Durch seine bescheidene, gefällige Art gewann er die Zuneigung der Menschen.

Im Frühjahr 1806 verließ Friedrich Silcher Geradstetten, um bei seinem Pflegevater als Gehilfe einzutreten. Der hatte für ihn reichlich Arbeit, galt es doch, für die Schulanfänger, etwa 100 Buben und Mädchen, eine Kraft zu finden, die diese Schar in die Anfangsgründe des Schulwissens einführen konnte. Der Provisor Friedrich Silcher zeigte sich der Aufgabe gewachsen. An den Wochentagen hielt er die Buben und Mädchen in Zucht und Ordnung und brachte ihnen das Lesen, Schreiben und Rechnen bei; an den Sonntagen saß er auf der Orgelbank seiner Heimatkirche und begleitete den Gesang der Gemeinde.

Doch schon nach kurzer Zeit wechselte Friedrich Silcher seinen Wirkungskreis. In Fellbach übernahm er die Stelle des zweiten Provisors. Als jüngster Provisor mußte er in Fellbach wieder die jüngsten Kinder übernehmen. Auch hier war es wieder eine stattliche Zahl, rund 120 Buben und Mädchen erwarteten ihn. Ungestört konnte er sich ihnen widmen, besaß doch Fellbach ein neues Schulhaus, in dem jede Klasse ihren eigenen Raum hatte. In vielen anderen Orten mußten noch Schulmeister und Provisoren in einem Raum gemeinsam unterrichten. Mit seinen Leistungen war man auch in Fellbach zufrieden, fand die Klasse wohl versorgt und hatte allen Grund zu der Hoffnung, in Friedrich Silcher einen guten Schulmann gefunden zu haben.

Seine Besoldung betrug 30 Gulden im Jahr, Kost und Wohnung erhielt er bei dem Schulmeister Auberlen. Doch fand er noch eine andere Entschädigung: Auberlen bildete seine Schüler musikalisch weiter. Als guter Organist und Kirchenmusiker, sehr bewandert in der Musiktheorie, war er in der Lage, seine Schulgehilfen mit gutem Erfolg fortzubilden.

Rund zwei Jahre wirkte Silcher in Fellbach. In seiner Tätigkeit in Geradstetten, Schnait und Fellbach hatte er sich gute Zeugnisse erworben. Einige Jahre hielt sich nun Friedrich Silcher in Schorndorf auf. Hier dürfte er als Privatlehrer gewirkt haben. Der Kreishauptmann Freiherr von Berlichingen nahm seine Dienste als Hauslehrer in Anspruch.

Zu Martini 1809, sechs Jahre nach seinem Dienstantritt in Geradstetten, trat Silcher als erster Provisor in die Mädchenschule zu Ludwigsburg ein. Er verdankte das Amt der Fürsprache des Freiherrn von Berlichingen, der

nach Ludwigsburg versetzt worden war. 145 Gulden brachte ihm das neue Amt ein. Dazu bot sich reichlich Gelegenheit, noch die gleiche Summe durch Privatunterricht zu verdienen. Während seiner Ausbildung hatte Friedrich Silcher Menschen gefunden, die ihn nicht als Schulknecht dienen ließen, sondern ihm wegweisend und fördernd beistanden. Der Ludwigsburger Mädchenschulmeister Johann Friedrich Lehrer, der als tüchtiger Erzieher bekannt war, stand neuen Erziehungsmethoden aufgeschlossen gegenüber, hatte sich auch mit Pestalozzis Erziehungslehre beschäftigt und versuchte, sie mit Geschick anzuwenden. Die Freude am Zeichnen teilte er mit seinem Provisor Silcher. Der Malerin Ludowika Simanowiz, die Silcher im Hause des Freiherrn von Berlichingen traf, verdankte Silcher manche Anregung.

In Ludwigsburg begegnete Silcher Carl Maria von Weber, der als Geheimsekretär des Prinzen Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg in der Residenzstadt lebte. In seinem Schulinspektor Bahnmaier erwuchs dem jungen Provisor ein verständnisvoller Gönner. Bahnmaier hatte sich schon in Marbach, als er dort Helfer war, stark mit Erziehungsfragen beschäftigt und an einem Lehrgang bei Zeller in Heilbronn teilgenommen. Als Freund der Dichtung und Musik hielt er, als er Stadtpfarrer in Ludwigsburg geworden war, Musikabende in seinem Hause ab, bei denen Silcher oft mitwirkte. In dieser Zeit entstanden bereits einige Kompositionen Silchers, so „Das Fest der Mutter“, „Liebe, süße Lebensquelle“, „Wenn ich einst das Ziel errungen habe“. Für seine Schülerin Caroline von Berlichingen schuf er die Klaviervariationen über das Lied „Gib mir die Blumen“, lithographierte Noten und Titelblatt selbst. Als Heft IX der „Ausgewählten Werke“ hat Dr. H. J. Dahmen die Variationen wieder zugänglich gemacht. Während seiner Amtszeit in Ludwigsburg zeichnete Silcher für J. G. Roesch die Karte zu dessen Buch „Schorndorf und seine Umgebung“ (1815).

Im Herbst 1815 nahm Friedrich Silcher Abschied vom Schuldienst, um nach Stuttgart überzusiedeln und als Privatlehrer für Musik sein Auskommen zu suchen. Seinen Aufenthalt in Stuttgart nutzte er aus, sich bei Konradin Kreutzer und Joh. Nepomuk Hummel weiterzubilden.

Am 1. Oktober 1817 wurde Friedrich Silcher als Musikdirektor an die Universität Tübingen berufen. 42 Jahre verwaltete er das Amt. Nur kurze Zeit verbrachte er im Ruhestand. Am 26. August 1860 rief ihn der Tod aus einem arbeitserfüllten Leben ab.

Als Lehrer und Chorleiter, als Verfasser musikwissenschaftlicher Schriften und Herausgeber von Liedersammlungen und Choralmelodien erwarb sich Friedrich Silcher wesentliche Verdienste. Die Universität Tübingen ernannte ihn 1852 zum Ehrendoktor. Denkmäler und Erinnerungsstätten halten das Gedenken an sein Wirken wach. Den schönsten Lohn fand er in dem Wiederhall seiner Volkslieder, die noch heute den Menschen erfreuen wie einst.

Fahrwasser oder Trinkwasser, das Geld oder der Mensch? Was ist wichtiger?

8. Lagebericht über Hochrhein und Bodensee.

Von Otto Feucht

Daß der Rheinschiffahrtsverband sich gegen die am 14. 1. gegründete¹ *Arbeitsgemeinschaft zum Schutze des Hochrheins und Bodensees* wenden werde, war zu erwarten. „Keine Angst vor Ozeandampfern!“ so lautet die Überschrift zu einer seiner Auslassungen². Was soll das? Will man den Gegner lächerlich machen, dadurch, daß man ihm unsinnige Befürchtungen unterstellt? Ein solcher Versuch richtet sich von selbst und bedarf keiner Widerlegung! Im übrigen bringt der Verband keine neuen Gesichtspunkte vor, die etwa die Befürchtungen entkräften könnten. Wenn man nach wie vor die Gefahren zu verharmlosen sucht, so sind diese dadurch keineswegs beseitigt, im Gegenteil, sie werden dadurch ja anerkannt! Der Verband klagt über „maßlose Übertreibungen“³, weiß aber kein einziges Beispiel, denn die „Angst vor Ozeandampfern“ stammt ja von der anderen Seite. Auf keine der im Lagebericht 7 angeführten offenen Fragen erhalten wir eine Antwort, die beruhigen könnte. Oder ist es eine Antwort, wenn man uns sagt, die ungeheuren Kosten für die Abwasserreinigung könnten nur dadurch aufgebracht werden, daß die Industrie gefördert und dadurch die Verunreinigung noch stärker werde?

Wenn der Verband, wie er sagt, schon seit Jahren „dem Naturschutz eine Zusammenarbeit angeboten hat“, wie kommt es dann, daß keine der in Betracht kommenden Stellen davon etwas weiß? Welchen Sinn könnte eine Zusammenarbeit im jetzigen Stadium überhaupt haben? Hofft man, den Naturschutz „breitschlagen“ zu können?

Daß die freie Strecke Konstanz-Meersburg heute noch einigermaßen sauber ist, trifft zu. Aber jeder denkt mit Schauer daran, wie lange es noch dauern kann, bis der grauvolle Zustand der beiden Häfen sich auf die freie Strecke ausdehnen und z. B. das Baden hier unmöglich machen wird! Und wenn die heutige Technik in der Lage ist, eine Verschmutzung durch die Schiffe zu verhindern, warum merkt man davon gar nichts?

Ein Zürcher Hochrheinkomitee ist am 3. 2. zusammengetreten, das die rasche Verwirklichung der Hochrheinschiffahrt anstrebt⁴. Der Forderung nach besserer Aufklärung der Öffentlichkeit und sachlicher Auseinandersetzung mit dem Gegner muß man rückhaltlos zustimmen. Die Schiffbarmachung wird bis zum Bodensee und über die Aare bis in den Neuenburger See angestrebt. „Ein Vergleich mit dem Ausbau der Bundesbahnen und

der Nationalstraßen und Flughäfen ergibt, daß die Schiffbarmachung dasjenige Verkehrsprojekt ist, bei dem Aufwand und Ertrag im weitaus günstigsten Verhältnis stehen“ ... „Der Rheinfluss wird ungeschmälert erhalten, da der minime Wasserentzug für die Schleusen so wenig bemerkbar sein wird, wie die seinerzeit behauptete Beeinträchtigung durch den Stau des Kraftwerks Rheinau“ (Wer sieht, wie zögernd jetzt das Wasser abfließt gegenüber früher, der wird sehr anderer Ansicht sein!) – Die in der Debatte aufgeworfene Frage, ob es sinnvoll sei, die Industrie an den Rheinlauf zu ziehen und damit der Landwirtschaft weiteren Boden zu entziehen, wird „nach kurzer Diskussion“ beiseite geschoben, „weil die Schiffahrt dem Zürcher Industriegebiet durch günstige Frachten erhebliche Vorteile biete“ ... „zudem werde kein wertvolles Kulturland beansprucht“. Ja, sind denn die Ufer des Hochrheins und Bodensees nicht erst recht wertvolles Kulturland? – Weiter heißt es, „die technischen Mittel, die Natur zu schonen und weitere Gewässerverschmutzung zu verhüten, und der Wille, diese Mittel anzuwenden, seien vorhanden“. – Ja, warum werden sie denn dann nicht tatsächlich auch angewendet? – Auch dieser Versuch, die Befürchtungen zu verharmlosen und als unbegründet hinzustellen, läßt allerhand Schlüsse zu! (Vgl. oben!)

Die Schiffahrtsfreunde berufen sich darauf, daß auf der Tagung der *Föderation Europäischer Gewässerschutz* in St. Gallen 1960 festgestellt worden sei, daß technische Möglichkeiten zur Verhütung der Verölungsschäden bestehen (sind denn Möglichkeiten schon Wirklichkeiten?). Aber auf eben dieser Tagung ist ausdrücklich erklärt worden⁵: „Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Hochrheinschiffahrt, wenn sie wirklich bis zum Bodensee geführt werden sollte, auf den Reinheitszustand von Bodensee, Untersee und Hochrhein ungünstige Folgen zeitigen wird!“ Und ferner: „Wenn das Wasser des Bodensees gesund erhalten werden soll, was für die Erhaltung des Lebensraumes, für die Trinkwasserversorgung und für den Fremdenverkehr unbedingt unerlässlich ist, so müssen dem See in Zukunft alle Schmutzstoffe weitestgehend ferngehalten werden!“

Eines ist ganz sicher: Industrieanlagen und Wohnquartiere werden schneller erstellt und sind unmittelbar gewinnbringender als Kläranlagen, die letzteren werden

daher immer nachhinken, die Verschmutzung wird größer statt kleiner werden! Daß das Fehlen der Kläranlagen viel gefährlicher sich auswirkt als die Schifffahrt selbst, steht außer Zweifel. Aber kann das etwa dadurch gebessert werden, daß durch die Schiffbarmachung neue Industrieanlagen, neue Siedlungen, neue Ballungen geschaffen werden? Wenn jetzt versucht wird, die Absicht neuer Ballungen durch die Schifffahrt zu verleugnen, und lediglich von Verkehrsverbesserungen für die schon ansässige Industrie zu sprechen, so steht dies im Gegensatz zu allen früheren Auslassungen ebenso wie auch zur Auffassung unseres Staatsministeriums⁶. Die Basler Nationalzeitung führt all die Firmen namentlich auf, die in letzter Zeit Ufergelände am Hochrhein sich gesichert haben!⁷ Wenn diese Aufzählung auch nur die Strecke unterhalb Waldshut betrifft, so kann doch gar kein Zweifel sein, daß sich die Industrie unaufhaltsam stromaufwärts weiterfressen wird, sobald ihr die Schiffbarmachung dies ermöglicht! Und wer will und kann dann Halt gebieten?

Was von der Vertröstung auf die Fortschritte der Technik, die Verschärfung der Vorschriften und die Erziehung der Schiffer, der Verkehrsteilnehmer zu halten ist, das zeigen doch alle Erfahrungen kraß genug, vor allem im Straßenverkehr!

Und wozu werden staatliche Forschungsstätten unterhalten, wenn man deren Ergebnisse beiseite schiebt? Wird es den neuen Untersuchungen anders gehen, die eingeleitet sind und „in diesem Jahr umfassend anlaufen“?⁸ „Am Rheinstrom sind es vor allem die Versalzung durch Chloride, der Gehalt des Wassers an Mineralöl, an oberflächenaktiven Stoffen (Detergentien⁹) und an Phenol, die neben der allgemeinen Verschmutzung durch organische und ein buntes Gemisch von anorganischen Abfallstoffen das Rheinwasser belasten...“¹⁰

„Die Verschmutzung des Sees“, so erklärt der Leiter des Langenargener Instituts¹¹, „macht uns immer mehr Sorge. Ab 1935 begannen sich die ersten Veränderungen zu zeigen. Neue Planktonarten traten auf, und die Zahl der Planktonorganismen im Liter stieg ständig. Heute ist festgestellt, daß der See 25- bis 30mal soviel pflanzliches und mehr als 10mal soviel tierisches Plankton produziert gegenüber den 20er Jahren... Besonders alarmierend ist, daß nach dem winterlichen Atemholen des Sees nicht wie früher 100%ige Sauerstoffsättigung vorhanden ist, der Bodensee fängt vielmehr jedes neue Jahr schon mit einem Defizit von 10 % an!“

Aber all das berührt die Schifffahrtsgläubigen in keiner Weise. Jetzt soll unserem Landtag die Gründung einer *Hochrhein AG* nahegelegt werden¹², die auf die Bundesregierung einen Druck ausüben soll. Denn die Voraussetzungen des Staatsvertrags von 1929 (siehe Lagebericht 2) seien jetzt gegeben, die wirtschaftliche Lage spreche jetzt für den Ausbau, – und das, obwohl die Gutachten der Verkehrsfachleute immer noch nicht be-

kanntgegeben worden sind. (Würden diese zustimmen, so wären sie wohl längst veröffentlicht!)

Immer wieder ist nur von Vorteilen für die Wirtschaft die Rede, um Vorteile für den Menschen, für die Allgemeinheit kümmert man sich nicht! Und man will es immer noch nicht wahrhaben, daß die „Mangelware“ Wasser, Trinkwasser vor allem, immer mehr zum Wirtschaftsgut allerersten Ranges geworden ist! Wie sagt doch einer der ersten Vorkämpfer für gesundes Land und gesundes Volk?¹³ „Wir haben ausreichend Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß oft genug hinter dem Schilde mit der aufgemalten Devise ‚Gemeinnutz‘ ein sehr derber Eigennutz Einzelner steckt. Immer noch helfen gesetzgebende Körperschaften in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, ... kostbarste Natur ... zu sehr persönlichem Geld zu machen.“

Erneut hat Bundesminister Balke klar und eindringlich Stellung genommen gegen die *lebensbedrohende Verschmutzung des Wassers*¹⁴. Aber wenn alle Aufrufe wirkungslos verhallen, wenn die große Masse der Wasserverbraucher so gleichgültig bleibt wie bisher, dann wird die Wirtschaft alles überrennen! Es ist höchste Zeit, daß ihr ein organisierter Zusammenschluß aller entgegentritt, denen Wasser und Erholung lebenswichtige Güter bedeuten!¹⁵

Wie war das doch mit Shylock, dem Kaufmann von Venedig? Er hatte formales Recht auf seiner Seite, aber er mußte sich beugen vor höherem Recht, weil er einen Richter, nein, eine Richterin fand, die ihm gewachsen war! *Sollte nicht auch jetzt die Frau berufen sein, Bedenklichkeiten beiseite zu schieben, für das Recht aller sich einzusetzen, das allem vorzugehen hat?* Es wäre nicht zum ersten Male in der Geschichte unseres Landes, daß die Frauen Rettung bringen, wenn die Männer verzagen! *Die Frauen, die Verbände der Hausfrauen und Mütter vor allem, im Verein mit den Ärzten!* Es geht um die Gesundheit der kommenden Geschlechter! Und es geht ja nicht allein um den Bodensee, *es geht um Erholungsraum, um Luft, und um Wasser im ganzen Bundesgebiet.*

¹ u. a.: Stgt. Ztg. 13. 1. 1961 – vgl. hierzu Schw. Heimat 1961, 2, Seite 88. – ² Stgt. Nachrichten 23. 1. 1961. –

³ Südkurier 24. 1. – ⁴ Neue Zürcher Zeitung 7. 2. –

⁵ Natur und Mensch. Jan.–Febr. 1961. – ⁶ Wirtschaftsministerium Stgt.: Neue Chancen f. d. ges. Wirtschaft, Stgt. Ztg. 13. 1. – ⁷ Nationalzeitung Basel 27. 1. –

⁸ K. Kübler, Übereinkommen zum Schutz des Bodensees. Staatsanzeiger f. Baden-Württ. 25. 2. – ⁹ Näheres s. W. Biedenkopf: Schaum auf dem Wasser. Kosmos 1961, Heft 3. – ¹⁰ Otto Jang, Gewässerschutz am Rhein, eine Lebensfrage. Beil. zur Nationalzeitung Basel 17. 1. –

¹¹ Allg. Fischerei Ztg. 1961 Nr. 1. – ¹² Schwäb. Ztg. 1. 3. und Südkurier 1. 3. – ¹³ Alwin Seifert, Ein Leben für die Landschaft. 5. Teil. Christ und Welt 27. 2. 1961 Nr. 7. – ¹⁴ Bericht über die Kundgebung der Vereinigung Deutscher Gewässerschutz in Bonn. Amtsblatt der Stadt Stuttgart 12. 1. 1961. Siehe u. a. auch: Natur und Mensch Jan.–Febr. 1961. – ¹⁵ Näheres siehe: E. Fechner, Der Verbraucher im Kräftefeld der Wirtschaft. Südd. Rundfunk, Sendung 5. 2. und 5. 4. 1961.

Kleine Geburtstagsrede für unser Ehrenmitglied Ludwig Finckh

Die Feier war am Vorabend des 85. Geburtstages in der Staatsbauschule in Stuttgart vom Schwäb. Albverein zusammen mit den Bünden und Vereinen veranstaltet worden, die sich besonders für Naturschutz und Heimatpflege verantwortlich fühlen. Den Festvortrag hielt Dr. Jantzen (Kassel) vom Arbeitskreis für Sprache und Dichtung.

Sehr verehrter Herr Dr. Finckh!

Es kommt mir nicht zu, den Dichter Ludwig Finckh zu würdigen, auch fühle ich mich nicht berechtigt, den Menschen L. F. zu preisen, denn das hieße jemandem ein Zeugnis ausstellen, der ein erwachsener Mann war, als ich eben als Abc-Schütze das Lesen zu lernen anfang.

Aber ich will Sie, lieber Herr Dr. Finckh, in diesem großen Kreis so nennen, wie Sie der *Bund*, als dessen Vertreter ich hier spreche, genannt hat, als er Sie vor mehr als 25 Jahren – nach langjähriger, treuer Mitgliedschaft – zum *Ehrenmitglied* erwählt hat.

Sie sind für uns der „*Streiter für die deutsche Landschaft*“! Darin waren und sind Sie Vorbild und Ansporn weit hinaus über unsere engere Heimat, um die Sie sich besonders diesen Namen des „*Streiters*“ verdient haben. „*Streiter sein*“, „*Streit führen*“ heißt, Bedrängnis, Unordnung, Disharmonie auf sich nehmen aus innerer Verpflichtung. Man erkennt, daß etwas *nicht in Ordnung* ist, und geht dagegen an – z. B. mit der Feder – in persönlichem Opfer seiner eigenen Bequemlichkeit.

In einem Ihrer Sinngedichte heißt es, dies sei „*das Schwerste*“

„Ins Ungeordnete geheime Ordnung bringen,
Daß alle Harmonien leis erklingen.“

Dieses Schwerste haben Sie immer wieder, eben aus Liebe zur Harmonie, auf sich genommen. In all Ihrem Wirken für die Heimat stand dieser Wunsch nach harmonischem Klang im Vordergrund, durch ein ganzes, langes, reiches Leben hindurch.

Deshalb sind Sie für uns *Ehr-Würdiges* Vorbild und Ansporn auch für unsere weitere Arbeit, und dafür danken wir Mitglieder des Schwäb. Heimatbundes heute unserem in wenigen Stunden 85jährigen *Ehrenmitglied*.

In Nord-Wales gibt es einen Gutsbesitzer – Clough Williams Ellis – der ist Architekt, Landschaftsgestalter, Schafzüchter und Schriftsteller. Er hat, vor 20 Jahren etwa, zwei Berggipfel nahe dem Snowdon gekauft – in der Sorge, sie würden sonst von den Schieferbrüchen aufgefressen. Er hat sie dann dem Staat geschenkt als Keimzelle eines Naturschutzgebietes.

Ich bin fest überzeugt, Herr Dr. Finckh, wenn Sie es gekonnt hätten, so hätten Sie den ganzen *Hegau* und den *Bodensee* dazu dem Land Baden-Württemberg geschenkt, dann brauchten wir uns heute nicht so viel Sorgen darum zu machen!

Und wenn der *Schwäb. Heimatbund* etwas besser bei Kasse wäre, so hätten wir Ihnen zum 85. Geburtstag *wenigstens den Hohenstoffeln* geschenkt, um den Sie es reichlich verdient hätten. So kann ich Ihnen nur dies kleine Briefchen mitbringen – aber darin viel tausend Wünsche der *Liebe und Verehrung* von allen unseren Mitgliedern.

Walter Kittel

Bodensee

Das Wasser silberklar und dunkelblau,
Die Ufer grün von unsagbarer Schau,
In edler Ruhe strahlender Demant,
Das Auge Gottes warst du einst genannt.

So wurdest du den Menschen anvertraut
Wie einem Mann die jungfräuliche Braut,
Von frohen Herzen sommerlich umlacht. –
Was habt ihr aus dem Heiligtum gemacht?

Die selt'nen Blumen, Fische, Vögel flohen
Vor eurem Knattern, Öl und Schmutz dem rohen.
Wart ihr es wert, dies Kleinod zu besitzen? –
Wird es einst heißen: Pfütze unter Pfützen?

Ludwig Finckh

Deutscher Glockenatlas - Württemberg und Hohenzollern. Herausgegeben durch das Deutsche Glockenarchiv von Günther Grundmann. Bearbeitet von Sigrid Thurm. München und Berlin: Deutscher Kunstverlag 1959. 715 S., gebunden DM 53.-.

Nicht nur unsere Schwäbische Heimat hat durch dieses Werk ein großartiges Geschenk erhalten. Seine Bedeutung strahlt aus in die verschiedensten Wissensgebiete, und es auf wenigen Zeilen so zu besprechen, wie es die Fülle des Gebotenen verdiente, ist nicht einfach, da es sowohl von geschichtlichem und kunstgeschichtlichem Standort aus eingesehen zu werden verdient, als von handwerklichem, familien- und wappenkundlichem. – Der vorliegende erste Band dieses großzügig gedachten Unternehmens „Deutscher Glockenatlas“ erfreut schon durch die ganze Aufmachung Auge und Hand und beim Durchblättern, flüchtigen Durchlesen und Beschauen der Glockenaufnahmen mit ihren Besonderheiten an Formen und schmückendem Beiwerk erklingt ein neues „Lied von der Glocke“, auch einmal anders und in Prosa. – Die Entstehungsgeschichte zu wiederholen erscheint müßig, da diese aus dem Vorwort des Herausgebers hervorgeht. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Bearbeiterin keineswegs nur das Glockenarchiv am Schreibtisch ausschöpfte, sondern daß sie allein in Württemberg gegen 700 Türme bestiegen hat und an Ort und Stelle Schrift und Schmuck inventarisierte und abformte, eine sehr strapaziöse Tätigkeit. Nach einer ausführlichen kunsthistorischen Übersicht werden in dem Atlas mehr als 2000 Glocken vom 12. Jahrhundert an bis 1840 auf 422 Abbildungen, zu denen noch im Text zerstreut Zeichnungen von Schriften kommen, nach ihrer Form, Krone, Schriftarten, Reliefs, Wappen, Ornamenten und Signeten vorgeführt und auf über 400 Textseiten eingehend beschrieben. Dem Bild- und Textteil schließen sich *Verzeichnisse* auf nahezu 90 Druckseiten an, die ein unerschöpfliches Material für die gesamte Glockenkunde nach den verschiedensten Gesichtspunkten liefern. Dem alphabetisch geordneten *Gießerverzeichnis* folgen die *Gießhütten* in 25 deutschen Orten, woraus als Neuentdeckung die Bedeutung der *Reichsstädtischen Hütten* im 15. Jahrhundert zu entnehmen ist, so z. B. neben den durch ihre vielen signierten Glocken bereits bekannten Hütten in Heilbronn, Eßlingen und Ulm die in Reutlingen und Biberach, denen gegen 100 unsignierte Glocken auf Grund stilistischer Besonderheiten neu zugeschrieben werden konnten. Auch die Bedeutung der *Rottweiler Gießhütte* in mehreren Generationen wurde erstmalig festgestellt, ebenso die erste Phase der *Heilbronner Gießhütte* (unterstützt durch die Archivarbeit des tiefeschürfenden, leider so früh verstorbenen Dr. Heß). Für die vorausgehende Zeit der wandernden Glockengießer mag ergänzend auf die Beilage „Südwestdeutsche Zeitung“ der Stuttgarter Zeitung vom 7. Dezember 1960 hingewiesen sein, die besagt, daß bei den Ausgrabungen der Eßlinger St. Dionysius-Kirche bei Baumaßnahmen zur Errichtung des gotischen Langhauses eine „Glockengußanlage entstanden sein muß“. „Die wohl erste in Süddeutschland festgestellte Anlage dieser Art spricht von der auch andernorts nachgewiesenen Gepflogenheit, größere Glocken an Ort und Stelle zu gießen.“

In der Renaissance fällt helleres Licht auf die *Kestlerfamilien* in Urach und Stuttgart, wozu das Neue Württembergische Dienerbuch einen ergänzenden Beitrag liefern konnte. Doch größer war die Gegengabe dadurch, daß für eine Anzahl von Beamten im Dienerbuch aus den Glockeninschriften wertvolle Angaben sowie Wappen

entnommen werden konnten. Dazu kommen noch als Neuentdeckung auswärtige Gießhütten, so die *Nürnberger* im 14. Jahrhundert (Hermannus Kessler 1360; S. 14), die Zusammenhänge der späteren Nürnberger Gießer im 15. und 16. Jahrhundert und die erstmalige Herausarbeitung der *Lothringischen Wandergießer* in Württemberg im 17. und 18. Jahrhundert, wobei besonders aufschlußreich ist, daß der Name *Arnoldt* (in *Dinkelsbühl*) eine aus Geschäftsgründen vorgenommene Verdeutschung von *Regnault* (Anm. 334 und 344) ist.

Bei dieser Gelegenheit ist besonders die *Ausbeute für den Genealogen* zu betonen, aus der ganzen Fülle genealogischer, oft sehr eingehender Angaben, die einem auf Schritt und Tritt in der historischen Übersicht begegnen. Auch ganze *Stammbäume* sind hier neu aufgestellt worden (Familie *Ernst* – Lindau, Memmingen, Ulm; *Schmelz* in Biberach; *Rosier* u. a. m.), die wiederum ein eindrucksvoller Beweis sind für die Bedeutung genealogischer Forschung als ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Aufstellung werktechnischer und stilmäßiger Zusammenhänge, wie dies die Kunstgeschichte ja längst erkannt und anerkannt hat. Es folgen weitere Verzeichnisse der *Personennamen*, der *Wappen* (Familien, geistliche Orden), *Münzen*, *Siegel* u. a. m., *Ortsnamen* (etwa 1600).

Alles in allem: eine ganz gewaltige Arbeitsleistung und eine beispielhafte, großangelegte und tieferfaßte Untersuchung aus universaler Sicht, ein typisches Beispiel für die Vielseitigkeit eines Grenzgebietes, das bei richtiger Würdigung für alle ihm anliegenden Nachbargebiete (sei es Handwerk, sei es Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde und Paläographie) von Nutzen sein kann. – Wir aber von der Schwäbischen Heimat haben besonderen Grund, der Verfasserin und dem Verlag dankbar zu sein dafür, daß wir erfahren, welche Schätze an Glocken uns doch noch geblieben sind, deren Stimmen wir zwar aus uns unerreichbaren Höhen täglich vernehmen, deren Gestalt und Schmuck aber, uns bisher unbekannt, nun in sichtbare Nähe gerückt ist. – Möchte dieser Hinweis dazu dienen, den vielseitigen Wert des Unternehmens „Deutscher Glockenatlas“ deutlich gemacht zu haben und damit dem Wunsche seine Berechtigung geben, es möge der zweite, von der gleichen Bearbeiterin bereits in Angriff genommene Band über die *Glocken von Bayerisch-Schwaben* in nicht zu ferner Zeit gedruckt vorliegen.

W. Pfeilsticker

Wappenbuch des Landkreises Sigmaringen. Hrsg. vom Landkreis Sigmaringen, bearb. im Auftrag der Archivdirektion Stuttgart und des Staatsarchivs Sigmaringen von Eberhard Gönner (Veröffentlichungen der Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg Heft 4). Stuttgart: W. Kohlhammer 1958. 62 S., 75 farbige Wappenabbildungen, brosch. DM 6.-.

E. Gönner stellt in diesem ansprechenden Büchlein nicht nur die Ortswappen des Landkreises Sigmaringen in wohlgeordneten Wiedergaben mit sachkundigen Erläuterungen zusammen, er gibt auch eine sehr dankenswerte Einführung in die wesentlichen Grundbegriffe der Heraldik sowie in die Entwicklung der kommunalen Siegel und Wappen der behandelten Landschaft. Alte Siegel besaßen im Landkreis Sigmaringen außer den fünf Städten nur ganz wenige Dörfer; die überwiegende Mehrzahl der Kreisgemeinden verdankt daher ihr heutiges Wappen erst Neuschöpfungen aus den Jahren 1949 bis 1958, die durch die jeweils zuständigen Ministerien der Länder Württemberg-Hohenzollern bzw. Baden-Württemberg offiziell verliehen wurden. Wer die farbigen Wappenbilder auf sich wirken läßt, wird mit Genugtuung feststellen, daß die kommunale Heraldik aus der Verwahrlosung, in die gerade sie im 19. Jahrhundert

noch tiefer als andere Zweige der Wappenkunst geraten war, wieder herausgefunden hat. Daß die meist auf Vorschläge des Staatsarchivs Sigmaringen, teilweise auch der Archivdirektion Stuttgart zurückgehenden Wappen den Regeln der Heraldik entsprechen, versteht sich von selbst; darüber hinaus werden sie auch den ästhetischen Ansprüchen gerecht, die man heute mit Recht an ein Ortswappen in bezug auf seinen „Stil“, seine einprägsame Bildhaftigkeit zu stellen pflegt. Wie schwierig oft die Wahl der Wappensymbole ist, das weiß jeder, der sich schon einmal darum bemüht hat, die zuweilen sehr bestimmten Wünsche der Gemeinden eben mit den heraldischen Grundsätzen in Übereinstimmung zu bringen; erschwerend kommt hinzu die Notwendigkeit, für die große Zahl von Gemeinden innerhalb des Landes jeweils verschiedene Ortswappen zu finden. Im Landkreis Sigmaringen haben die an der Wappengebung beteiligten Stellen vielfach auf Wappenfiguren früherer Grund-, Gerichts-, Forst- oder Lehensherrschaften zurückgegriffen. Man möchte hoffen, daß dies nicht nur historisierende Romantik bleibt. Das neue Wappen sollte als Symbol kommunalen Selbstbewußtseins den Gemeinden zugleich ein Anreiz sein, sich ihrer Geschichte wieder stärker bewußt zu werden, auch deren Denkmale in Stein und Pergament sorgsam zu pflegen. *W. Grube*

Dreimal Land „Baden-Württemberg“

Drei neue Bücher über das Land Baden-Württemberg ergänzen sich in reizvoller Weise:

Der Tübinger Geograph *Friedrich Huttenlocher* legt den Grund mit seiner „Kleinen geographischen Landeskunde Baden-Württemberg“, die als Heft 2 der Schriftenreihe der Kommission für geschichtliche Landeskunde im Verlag G. Braun, Karlsruhe, erschienen ist (198 S., 15 kart. Darstellungen; Preis kart. DM 5.-) Das bei aller unvermeidlichen Gedrängtheit übersichtlich und lebendig geschriebene Buch gibt einen ausgezeichneten Überblick über den Bau, die landschaftliche Gliederung und die ganzen natürlichen Verhältnisse des Landes, über seine „Kulturlandschaftlichen Prägungskräfte“ (worunter auch das Geschichtliche fällt), sehr ausführlich über die Siedlungsgeographie bis zur Gegenwart (Aussiedlungen), sowie über die heutigen Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsräume (zu allem ein Literaturhinweis von 63 Nummern). Freilich zeigt das Buch auch recht eindrucksvoll, wie wenig das neugeschaffene Land Baden-Württemberg von Hause aus eine Einheit ist; sie ist dies weder natürlich, noch stammlich, noch historisch. In jeder Hinsicht gilt der Satz des Verfassers S. 61: „Dieses kleinräumliche Nebeneinander verschiedenartiger und verschiedenwertiger Landschaftsräume, diese landschaftliche Kammerung, bildet damit die wesensbestimmende Eigentümlichkeit der Raumausstattung des deutschen Südwestens.“ Man muß sich klar darüber sein, daß diese Vielfalt für das Land nicht etwa nur eine Vorbelastung, sondern auch ein Positivum, einen Reichtum, bedeutet, der nicht nivelliert werden darf.

Das im Jan Thorbecke Verlag, Konstanz, herausgekommene stattliche Werk „Baden-Württemberg, Porträt eines deutschen Landes“, aus der Reihe „Das Bild in Forschung und Lehre, Veröffentlichungen der Landesbildstellen Baden und Württemberg“ wandelt das Thema bildmäßig ab. Erste Sachkenner schrieben die Zusammenfassungen, interpretierten ausführlich die Bilder und sind wohl auch für die schwierige Auswahl aus der Fülle verantwortlich (z. B. für die Landschaften Th. Hornberger und G. Wagner, für die Geschichte Max Miller, für die Vorgeschichte W. Kimmig usw.). Die großformatigen, vorzüglich gedruckten Bilder zeigen, in guter Wahl, nach

Sachgebieten zusammengefaßte Fotografien, bei denen jeweils dieselben Motive von hüben und drüben einander gegenüberstehen. Eindringlich werden auch in diesem Buch wieder der Reichtum und die Vielfalt des Landes sichtbar. Auch hier ist der Landschaft und dem Menschen des Industriezeitalters und dem „Gesicht der Gegenwart“ ein entsprechender Raum eingeräumt. Zwei wirklich charakteristische Züge des Gesamtlandes Baden-Württemberg sind aber in dem sonst so sorgfältig gezeichneten „Porträt“ vielleicht zu wenig berücksichtigt: der Wald und der Weinbau. Bedeckt doch der Wald mehr als ein Drittel des Raums, wodurch das Land Baden-Württemberg prozentual die zweitgrößte Waldfläche unter den deutschen Bundesländern hat, und der für den südwestdeutschen Raum so bezeichnende Hang-Weinbau bestimmt sowohl im Neckarland wie im Rheintal das Gesicht und die Stimmung des Landes. Im ganzen jedoch ein schönes, würdiges Bildwerk über Baden-Württemberg von bleibendem Wert.

In seiner Art kann sich schließlich das von *Fritz Leisinger* und *Karl Kraft* bei Georg Westermann, Braunschweig, herausgegebene „Heimatbuch“ „Baden-Württemberg“ gleichwertig an die Seite der besprochenen Bücher stellen. Lose nach Stämmen, Landschaftsräumen, Wirtschaft und Geschichte geordnet, spiegelt hier ein buntes Mosaik von Volkskunde, Sage, Dichtung, Anekdoten und Beschreibung die reiche Vielfalt des Gesamtlandes wieder. Die vielen Nachdrucke sind sehr sorgsam ausgewählt und geben Wesentliches, das als endgültig gesagt nicht fehlen durfte. Vieles ist aber auch neu und jedenfalls in so sauberer Form in einem Heimatbuch noch kaum gebracht worden. Vor allem gilt dies für die meist von den Herausgebern selbst geschriebenen kulturhistorisch-wirtschaftlichen Abschnitte; etwa über den Grünkernanbau, „Hopfen“ und „Hopfenzopfen“, über die „heimische Salzgewinnung“, die Neckarschiffahrt von den Anfängen bis zum Neckarkanal, die Rheinkorrektur von Tulla, die Schwarzwälder Uhren, über Daimler, Benz, Drais, die Wasserversorgung des Landes, die Auswanderung usw. Gerade diese Teile dürften sich hervorragend zur Behandlung in der Schule eignen. Das Buch zieren hübsche, sachliche Federzeichnungen von Alois Petot. (Eine Berichtigung: Der Ur-mensch von Mauer ist nicht 100 000 sondern 500 000 Jahre alt.) *O. Linck*

Emil Ottmar, Aus Baden-Württembergs Geschichte. Stuttgart: Holland und Josenhans 1959. 80 S. brosch. DM 3.20, geb. DM 4.50.

Der neuartige Reiz dieses zunächst für die Jugend gedachten, aber auch für Erwachsene lesenswerten Büchleins liegt nicht zuletzt darin, daß der Verfasser das ganze Südwestdeutschland als Schauplatz seiner Geschichtserzählungen gewählt hat. Über das Denken in den „Rheinbundstaaten“ sucht die Landesgeschichte nun auch in ihrer volkstümlichen Ausprägung hinauszugelangen: das Heimatgefühl und die Liebe zur Heimat, die Ottmar durch sein Schriftchen stärken möchte, sind auf die größere Heimat Baden-Württemberg bezogen. Der erfahrene Schulmann hat mit Recht davon abgesehen, auf so beschränktem Raum eine fortlaufende Darstellung zu versuchen; was er gibt, sind gut ausgewählte Einzelkapitel aus verschiedenen Landschaften von der Eiszeit bis zur Bildung des Bundeslandes Baden-Württemberg. Dabei wechseln Berichte zeitgenössischer Quellen mit Abschnitten, die der Verfasser selbst lebendig erzählt; verbindende Texte in Kursivdruck skizzieren den größeren Rahmen des allgemeinen Geschichtsablaufs. Die sehr einfache Aufmachung, auch in den nach alten Vorlagen beigegebenen Abbildungen, hat einen niedrigen Preis des Heftes ermöglicht. Seine Verbreitung namentlich im Schulgebrauch ist zu wünschen. *W. Grube*

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Großbauten bestimmen das Bild der Bebauung

Stellungnahme zu einem Büro-Hochhaus in Leonberg

Es ist nicht Raummangel allein, wenn heute häufig die Form des Hochhauses für die verschiedensten Bauaufgaben gewählt wird. Krankenhäuser und Büros, Hörsäle und Hotels, Einzelzimmer und Familienwohnungen bilden als zehn- und mehrgeschossige Türme oder Scheiben die neuen Blickpunkte in größeren und kleineren Städten. Man spricht von der Notwendigkeit neuer Maßstäbe und bringt ehrlich und in gutem Fortschrittsglauben zum Ausdruck, die Gleichförmigkeit ausgedehnter Baugebiete müsse zeitgemäß durch interessante Massengruppierungen belebt und durch neue Bauformen bereichert werden.

So weit so gut. Städtebau war immer auch die Kunst, interessante Bilder baulicher Massengruppierung zu der Bewegtheit der Landschaft in Beziehung und Kontrast zu setzen. Merkwürdigerweise haben die letzten Jahrzehnte eine gewisse Scheu davor gehabt, Höhen baulich zu bekronen, wie es frühere Geschlechter taten – wir brauchen in unserem Land nur an die Stadtbilder von Herrenberg und Tübingen, an die Komburg, an Langenburg oder Kirchberg an der Jagst zu denken – obwohl das Bauvolumen dieser letzten 50 Jahre weit größer war, als das vergangener Epochen. Die Zurückhaltung hatte gewiß auch innere Ursachen: die Bauherren, die es sich mit unbekümmerter Selbstverständlichkeit herausnahmen, das Bild von Stadt und Landschaft zu bestimmen, nämlich Kirche, Schloß, Burg und Kloster haben ihre herrschende Bedeutung eingebüßt.

Wir können und wollen die Zeit nicht zurückschrauben, auch steht es uns nicht an, alte Vorbilder zu kopieren. So werden wir uns wohl hüten, den heutigen Bauträgern der Großbauten und ihren Architekten die Berechtigung abzustreiten, in neuen Formen das Bild der Landschaft zu bestimmen, auch wenn wir uns darüber klar sind, daß in Vergangenheit und Gegenwart nicht selten Geltungssucht und Reklamebedürfnis über das ungewöhnliche Ausmaß der Bauten mitentscheiden. Nicht nur die Wolkenkratzer Amerikas drücken dies unverhohlen aus, auch mancher heute bewunderte Burg- oder Schloßbau alter Zeit verdankt sein Entstehen mehr der Prahlerei und dem gewaltsamen Auftrumpfen gegen den „Konkurrenten“ als dem zwingenden Bedarf.

Es kann nun nicht unsere Sache sein, moralische Urteile

zu fällen, wenn auch den tiefer Schürfenden manchmal die Angst vor der Hybris beschleicht, so daß er sich auf die beruhigende Wirkung einfacher Bilder fast unveränderter Landschaft in Harmonie mit schlichter Bebauung zurückbesinnt.

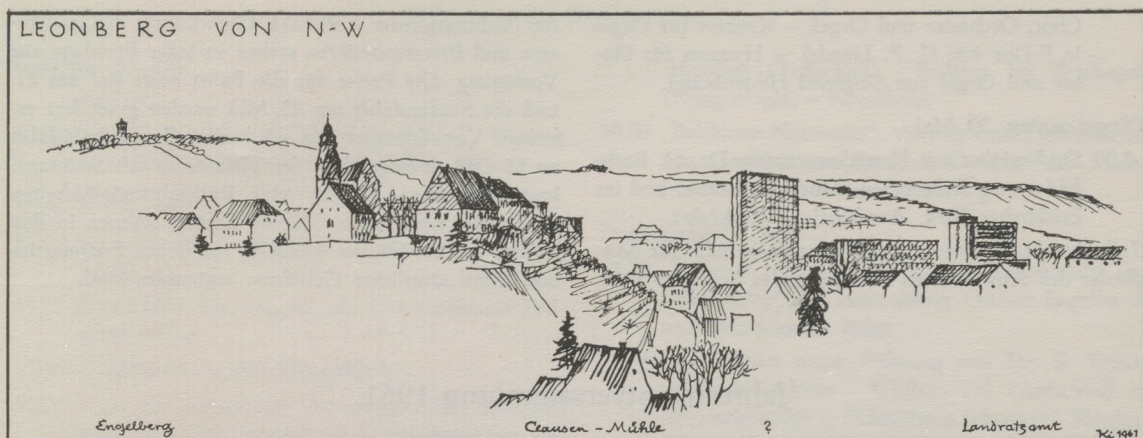
Immer aber haben wir in zwei Richtungen wachsam die Entwicklung dieser Turmfreudigkeit zu verfolgen und zwei Fragen zu prüfen, bevor wir im Einzelfall mit gutem Gewissen Ja sagen können.

Frage eins geht nach der Gesundheit des Bauvorhabens, nach der Wohndichte des Baugebiets, nach dem erweiterten Freiraum, den gerade das Hochhaus verlangt, und nach den Verhältnissen von Besonnung oder Beschattung. Hierüber wacht die Baugenehmigungsbehörde und nimmt dabei nicht nur den Bau selbst, sondern auch seine Umgebung unter die Lupe der Paragraphen.

Frage zwei betrachtet die Einfügung des Großbaues in ein städtebauliches Ganzes. Hier geht es um das Wechselspiel von Groß und Klein, von Freiraum und Masse im Sinne gegenseitiger Steigerung der Gegensätze. Auch bei den städtebaulichen Dominanten älterer Zeit spielt ja das Offene, das sich meist als unbebauter Hang der Baumasse gegenüberstellt, eine wichtige Rolle. Nichts wäre unbefriedigender als ein zu dichtes Häufen der Akzente; sie wollen durch Einmaligkeit und Besonderheit richtig zur Wirkung kommen. Feinfühligkeit und Achtung vor den Werken der Vergangenheit verlangt es, besonders dort mit neuen Paukenschlägen zurückzuhalten, wo noch eine gute alte Melodie baulicher Betonung in der Landschaft klingt.

Die Beurteilung von Hochhäusern nach städtebaulichen Gesichtspunkten fordert vom Regierungspräsidium Entscheidungen in ästhetischer Beziehung und ist ungleich schwieriger, als die exakte Prüfung nach Einzelschriften. Es gibt aber Fälle, in denen kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, ob ein altes Stadtbild ungestört erhalten werden muß, oder der neue Akzent das wichtigere Anliegen bedeutet. So liegen die Verhältnisse in Leonberg, wo zur Zeit ein Baugesuch die Behörden beschäftigt, das bei allen anerkannten architektonischen Qualitäten jede Rücksicht auf die hervorragend erhaltene alte Hügelbekrönung vermissen läßt.

Weil der Schwäbische Heimatbund sich verpflichtet fühlt,



auf die Schönheit alter Städtebilder und auf ihre Berücksichtigung hinzuwirken, hat er sich in einem Schreiben vom 19. Januar 1961 an die Bauherrschaft, das in Abschrift den Genehmigungsbehörden zugeht, zu dem vorliegenden Entwurf folgendermaßen geäußert:

„Der Hochhausblock schiebt sich quer in die trotz der uneinheitlichen Bebauung der Bahnhofstraße noch deutlich spürbare Talrinne hinein, auf deren anderer Seite die charakteristische Hügelbebauung des alten Leonberg liegt: Schloß (Behördenbau), Kirche und Stadtmauer mit Wohnbebauung. Der Hang unterhalb der Stadtmauer ist zwar in seiner einheitlichen Wirkung durch einige störende Bauten bereits etwas beeinträchtigt, aber die jetzt geplante Lösung würde eine einschneidende Änderung des bisherigen Gesamtbildes bedeuten, in dem die Randbebauung der Hochterrasse noch unbedingt dominiert.

Der neue Bürohochbau würde nicht nur einen ganz neuen Akzent in das Gesamtbild bringen, wie er in dieser Größe in Leonberg überhaupt noch nicht besteht, wobei die hochgestellte Masse die gelagerte Hügelbegründung um mehrere Stockwerke überragt, sondern dieser Akzent

würde unseres Erachtens städtebaulich an ganz ungeeigneter Stelle stehen, wo er sich der Geländestruktur schlecht einpaßt. Sein Standpunkt ergab sich offenbar mehr oder weniger zufällig aus dem Zerschneiden des Grundstücks, das Sie neben den bestehenden Bauten noch erwerben konnten, und nicht aus der Geländeform oder aus einer ein größeres Gebiet einbeziehenden Gesamtplanung.“

Außerdem wurde angeregt, der Bauherr, der bisher stets bestrebt war, Vorbildliches zu schaffen, solle eingehend erwägen, einen derartigen Büroblock, der doch auch stark der Werbewirkung dienen will, lieber innerhalb eines neu sich entwickelnden Gebietes als Dominante zu errichten.

Noch ist keine Entscheidung gefallen. Hoffen wir, daß unser Hinweis zu einer besonders sorgfältigen Prüfung aller mit diesem Bauvorhaben in Zusammenhang stehenden Fragen Anlaß gibt. Dann wird wohl eine andere Lösung des Bauvorhabens gefunden werden, welche die dominierende Wirkung des Leonberger Schloßberges unbehelligt läßt, indem sie sich ihr städtebaulich gut einliedert.

W. Kittel

Pfingsttage 1961 in Ochsenhausen

Pfingstsamstag, 20. Mai:

Anreise

20.00 im ehemaligen Bibliothekssaal des Klosters Ochsenhausen Vortrag von Willy Baur, Hechingen, „Beiträge zur religiösen Volkskunde Oberschwabens“ (mit Farblichtbildern).

Pfingstsonntag, 21. Mai:

10.45 „Wir stellen vor“: Kunstmaler Albert Unseld und sein Werk. Ausstellung im ehemaligen Bibliothekssaal des Klosters Ochsenhausen. Es spricht der Künstler.

14.30 Führungen durch das ehemalige Kloster samt Kirche nebst Vorführung der Gabler-Orgel von W. Scherrmann.

20.00 in der ehemaligen Klosterkirche Rot an der Rot Kirchenkonzert unter Leitung von Anton Schmid. Ausführende: Albrecht Scheytt, Stuttgart, Baß; Siegfried Hildenbrand, Domorganist von St. Gallen, das verstärkte Streichorchester Ochsenhausen; der Chor der Stadtpfarrkirche Ochsenhausen. Programme: „Nun bitten wir den Hl. Geist“, Hymnus, Partita und Fuge von Karl Schmid. – Missa sexta, op. 2 von Isfrid Kayser, für Soli,

Chor, Orchester und Orgel. – Konzert für Orgel in F-Dur von G. F. Händel. – Hymnus für Bläser und Orgel von Siegfried Hildenbrand.

Pfingstmontag, 22. Mai:

8.00 Studienfahrt mit Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder zum Rohrer See (Mövenbrutstätte) und ins Eriskircher Ried. Anschließend Rückfahrt.

Teilnahmebedingungen: Die Teilnahmegebühr für Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes beträgt 5 DM,

für Nichtmitglieder 7.50 DM. Unterkünfte in Gasthäusern und Privatquartieren stehen in jeder Preislage zur Verfügung. Die Preise für die Fahrt nach Rot am 21. und die Studienfahrt am 22. Mai werden gesondert erhoben. Von Stuttgart aus wird eine Gesellschaftsfahrt zu 15 DM durchgeführt; für Teilnehmer mit Sonntagskarten bestehen am 22. Mai Rückfahrtmöglichkeiten nach allen Richtungen. Höhere Schüler können in den Genuß von Freiplätzen kommen, mit denen Freiquartier und Erlaß sämtlicher Gebühren verbunden sind.

Jahreshauptversammlung 1961

in Eßlingen am 10. und 11. Juni

Wir laden hiermit zu unserer Jahreshauptversammlung 1961 nach Eßlingen auf Samstag und Sonntag, 10. und 11. Juni, ein. Wiederum halten wir diese gemeinsam mit dem Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine ab. Quartiere (Übernachtung vom Samstag auf Sonntag mit Frühstück) in Hotels und guten Gasthäusern werden durch die Geschäftsstelle vermittelt. Wir bitten um Anmeldung, wobei angegeben werden sollte a) ob und welcher Art von Quartier allenfalls gewünscht wird, b) ob am gemeinsamen Mittagessen des 11. Juni teilgenommen wird, c) an welcher der nachmittäglichen Führungen des 11. Juni man teilnehmen will.

Samstag, 10. Juni:

14.30 im Bürgersaal des Alten Rathauses, Eßlingen, Eröffnung und Fachreferate:

- a) „Eßlinger Industrie als Geschichte“ von Stadtarchivar Dr. Borst
- b) „Die Ausgrabungen in der Dionysiuskirche Eßlingen“ von Dr. Fehring

16.30 im Bürgersaal des Alten Rathauses, Eßlingen, Mitgliederversammlung des Verbandes der württ. Geschichts- und Altertumsvereine

17.00 am gleichen Ort Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes

20.00 in der Aula der Staatl. Ingenieurschule Eßlingen Lichtbildervortrag von Oberbaurat Dr. P. Pohl „Von der alten Reichsstadt zur Industriestadt“ Anschließend geselliges Beisammensein

Sonntag, 11. Juni:

11.00 im Stadttheater Eßlingen Feierstunde:

- a) Begrüßungen
- b) Vortrag von Prof. Dr. H. M. Decker-Hauff „Eßlingen und St. Denis“

12.30 Gemeinsames Mittagessen (trockenes Gedeck einschließlich Bedienung 4.50 DM) im Kronenhof-Hospiz

14.30 Führungen ab Marktplatz Eßlingen (wahlweise):

- a) Stadtführung und Führung durch die Frauenkirche von Hauptkonservator Dr. W. Supper
- b) Führung durch die Ausgrabungen der Dionysiuskirche Eßlingen von Dr. Fehring
- c) Führung durch die Außengebiete und neuen Siedlungen (im Omnibus) von Oberbaurat Dr. P. Pohl
- d) „Schurwald – Neckartal – Filder“, Führung (im Omnibus) von Prof. Dr. H. Dölker.

Neresheimer Tage

Ferienwoche des Schwäbischen Heimatbundes

Neresheim, 22. bis 29. Juli 1961

Wir laden Sie hiermit zu den „Neresheimer Tagen“ ein, die eine nicht wiederkehrende Gelegenheit darstellen, Neresheim, das Härtsfeld und die angrenzenden Räume nach Natur und Landschaft, Volkstum, Kunst und Kultur näher kennenzulernen und so das Heimat-erlebnis zu erweitern und zu vertiefen. Dem Entgegen-

kommen der Abtei Neresheim, von Herrn Bürgermeister Hegele und des Hauses am Sohl (Pfarrer Gaier) verdanken wir, daß wir die Teilnehmer gut in allen Preislagen unterbringen können. Weiteres bitten wir dem Programm und der Angabe der Teilnahmebedingungen zu entnehmen. Wir bitten um Anmeldung.

Programm der Neresheimer Tage

Samstag, 22. Juli:

Anreise

20.00 „Das Landschaftsbild des Härtsfeldes“, Vortrag (mit Farblichtbildern) von P. Ulrich Werner

Sonntag, 23. Juli:

11.00 Führung durch die Klosterkirche von P. Beda Müller

13.00 Botanischer Spaziergang mit Oberstudienrat Erdmann Menz

17.30 Orgelmusik in der Klosterkirche

20.00 „Zur Musikgeschichte der schwäbischen Benediktinerklöster mit besonderer Berücksichtigung von Neresheim“, Vortrag von Studienprofessor Dr. Ad. Layer, Dillingen

Montag, 24. Juli:

8.00 „Geologie des Härtsfeldes und der angrenzenden Räume“, Vortrag von Dr. Siegfried Trautwein, Heidenheim

9.30 „Vor- und Frühgeschichte des nordostschwäbischen Raumes“, Vortrag von Dr. Dr. h. c. Werner Walz, Heidenheim

13.30 Studienfahrt unter Führung von Dr. S. Trautwein und Dr. Dr. h. c. W. Walz: Neresheim – Dischingen (Blockstrand des Tertiärmeeres) – Fleinheim (keltische Viereckschanze mit Wallgraben) – Zöschingen (Riesschutt auf Meeresmolasse) – Egauwasserwerk bei Dischingen – Neresheim

20.00 „Heimische Orchideen“, Vortrag (mit Farblichtbildern) von Oberstudienrat Erdmann Menz

Dienstag, 25. Juli:

8.00 Kunstgeschichtliche Studienfahrt mit Prof. Dr. N. Lieb, Augsburg: Neresheim – Kössingen – Katzenstein – Eglingen – Trugenhofen – Dischingen – Fleinheim – Ballmertshofen – Zöschingen – Wittislingen – Mödingen – Neresheim

20.00 „Martin Knoller malt in Neresheim“, Lesung von Oberamtsrichter Dr. Karl Setz

Mittwoch, 26. Juli:

8.00 Die Grafen von Dillingen und ihre Klostergründungen mit besonderer Berücksichtigung von Neresheim“, Vortrag von Studienprofessor Anton Michael Seitz, Dillingen

10.00 Führung durch die Klausurräume des Klosters Neresheim (nur für Männer) mit gleichzeitigem Lichtbildervortrag gleichen Themas für Frauen von P. Beda Müller

13.30 Studienfahrt unter Führung von Dr. S. Trautwein und Dr. Dr. h. c. Werner Walz: Neresheim – Eglingen – Seelbronn (vulkanischer Tuff) – Hürnheim (Granit) – Ofnethöhlen (Mesolithikum) –

Alteburg (Tuffschlot) – Beiberg bei Bopfingen (Riesgeologie) – Neresheim

20.00 „Balthasar Neumann“, Vortrag (mit Lichtbildern) von Dr. Max von Freeden, Direktor des Mainfränkischen Museums, Würzburg

Donnerstag, 27. Juli:

8.30 „Beiträge zur Geschichte und Volkskunde des Härtsfeldes“ von Hauptlehrer Ottmar Engelhardt und Bezirksnotar Belge

13.30 Studienfahrt unter Führung von Dr. S. Trautwein: Neresheim – Waiber Tal (Aufschluß in Brenzschottern) – Ochsenberg (ebenso) – Königsbronn (Brenztopf) – Herbrechtingen (Blick ins Eselsburger Tal) – Hürben (einstiges Brenztal) – Hermaringen (Aufstieg zum Benzenberg mit Blick auf den größten Umlaufberg der Brenz) – Neresheim

Freitag, 28. Juli:

8.00 Waldbegehung mit Forstmeister Gönner, Ebnat

13.00 Kunstgeschichtliche Studienfahrt unter Führung von Dr. Ad. Schahl und anderen: Neresheim – Brenz a. d. Brenz – Gundelfingen – Lauingen – Dillingen – Neresheim

20.00 Geselliger Abend im Gasthaus zur Krone unter Mitwirkung von Hauptlehrer O. Engelhardt, Bezirksnotar Belge, Oberamtsrichter Dr. K. Setz und anderen

Samstag, 29. Juli Abreise.

Die Vorträge finden im Vortragssaal der Landwirtschaftsschule des Klosters Neresheim statt. Die Abfahrt der Omnibusse zu den Studienfahrten erfolgt vom Kloster und Postamt aus. Für die Vormittags- und Abendveranstaltungen wird, 8 bzw. 20 Uhr, ein Zubringerdienst von der Stadt zum Kloster eingerichtet (Omnibus).

Teilnahmebedingungen: Die Teilnehmergebühr beträgt für Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes 7.50 DM, für Nichtmitglieder 10 DM. Die Fahrpreise der Studienfahrten sind gesondert zu entrichten; sie bewegen sich zwischen 5 und 8 DM. Die Unterkunft wird ausschließlich von der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes vermittelt. Es stehen zur Verfügung: a) eine gute Sammelunterkunft im Kloster (Schlafsäle mit fließendem Wasser, Betten mit Bettwäsche, Nachttische, Schränke) zu 7.50 DM mit Vollverpflegung im Klosterhospiz; b) Doppel- und Einzelzimmer in Gasthöfen und Heimen zu 12 DM mit Vollpension; c) Doppel- und Einzelzimmer in Privatquartieren zu etwa 5 DM für Übernachtung mit Frühstück (Essen in zugewiesenen Gasthäusern nach Vereinbarung). Für höhere Schüler stehen in begrenzter Zahl Freiplätze zur Verfügung (Unterbringung in der Sammelunterkunft, Erlaß sämtlicher Gebühren einschließlich der Fahrpreise der Studienfahrten).

Aufruf der Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee

An alle Freunde unserer Heimat

wenden wir uns in ernster Besorgnis um eine unsrer liebsten und wertvollsten Landschaften. Unsre Bedenken gegen die Schiffbarmachung des Hochrheins und gegen die daraus folgende Industrialisierung des Bodenseeraumes wurden anfangs nur von denjenigen geteilt, die dies einzigartige Erholungsgebiet in seiner Schönheit und Ruhe erhalten wissen wollen.

Doch darüber hinaus droht Verderbnis und Verknappung des wichtigsten Lebenselements, des Wassers! Seit Jahren sind immer weitere Räume unseres Landes von der Versorgung aus dem Bodensee abhängig; sie wird noch stärker in Anspruch genommen werden. Auch ohne die Schifffahrtspläne, deren Umfang und Auswirkung von ihren Befürwortern gerne als gering dargestellt werden, ist die Verschmutzung des Sees durch die zunehmenden Abwässer bereits heute zum „Staatsproblem Nummer Eins“ geworden. Die mit der Schifffahrtsstraße angestrebte Industrialisierung kann wiederum nur auf Kosten des Wasserbestandes und der Landschaft erreicht werden. Wir bestreiten nachdrücklich, daß ein echtes wirtschaftliches Bedürfnis dies Wagnis verlange.

Zur Abwehr der Gefahr haben sich der Schwäbische Albverein, der Landesverein „Badische Heimat“, der „Heimatschutz Südbaden“, der Schwäbische Heimatbund, der Schwarzwaldverein, der Touristenverein „Die Naturfreunde“ und die Sektionen des Deutschen Alpenvereins mit zahlreichen heimatverbundenen Freunden zur unterzeichneten Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen. Wir haben dem Landtag und der Landesregierung die Bitte um nochmalige Prüfung ihrer Einstellung und um Berücksichtigung unsrer schwerwiegenden Bedenken vorgelegt und um Zuziehung aller erreichbaren wissenschaftlichen Gutachten gebeten.

Wir rufen alle, die unsre Meinung teilen, auf, sich uns anzuschließen, um noch rechtzeitig einen Eingriff in unser Heimatbild und in den Haushalt der Natur zu verhindern, ehe unabsehbare, nicht wieder gutzumachende Folgen eintreten.

Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee

Dr. W. Kohlhaas G. Fahrbach Dr. K. Asal

K. Baumann N. Frhr. v. Bodman Dipl.-Ing. W. Ebner

F. Hockenjos Dr. F. Kiefer W. Kittel O. E. Sutter

Unsere Mitglieder wurden bisher über die Gefahren, welche der Landschaft an Hochrhein und Bodensee drohen, und über die ganze Entwicklung der Angelegenheit durch die „Lageberichte“ von Forstmeister Dr. h. c. Otto Feucht auf dem laufenden gehalten. Nachdem die „Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee“ ihre Arbeit aufgenommen hat, werden wir uns auf gelegentliche Berichterstattung beschränken. Wir empfehlen aber allen denen, die sich besonders für die rich-

tige Lösung dieser Frage interessieren und ihren Einfluß auch in der Öffentlichkeit in unserem Sinne geltend machen wollen, der Arbeitsgemeinschaft als förderndes Mitglied beizutreten.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle der Arbeitsgemeinschaft: Charlottenplatz 17, Eingang 2, Zimmer 119, Telefon 24 53 36 oder unmittelbar beim Vorsitzenden: Dr. Wilhelm Kohlhaas, Stuttgart, Sonnenbergstraße 26 A, Telefon 29 29 90.